

UNIVERSITÄTSREDEN 113

„Ecclesia semper reformanda“

Ergebnisse der Reformationssynode der Evangelischen Kirchenkreise und Kirchenbezirke an der Saar und der Fachrichtung Evangelische Theologie am 11. März 2017 an der Universität des Saarlandes

Herausgegeben von
Karlo Meyer
Christian Weyer



universaar
Universitätsverlag des Saarlandes
Saarland University Press
Presses Universitaires de la Sarre



Lutherstatuen zum Reformationsjubiläum
vor der Ludwigskirche Saarbrücken

„Ecclesia semper reformanda“

Ergebnisse der Reformationssynode der
Evangelischen Kirchenkreise und Kirchenbezirke
an der Saar und der
Fachrichtung Evangelische Theologie
am 11. März 2017
an der Universität des Saarlandes

Herausgegeben von
Karlo Meyer
Christian Weyer

© 2017 *universaar*
Universitätsverlag des Saarlandes
Saarland University Press
Presses Universitaires de la Sarre



Postfach 151150, 66041 Saarbrücken

Herausgeber	Der Universitätspräsident
Redaktion	Universitätsarchiv
Vertrieb	Presse und Kommunikation der Universität des Saarlandes 66123 Saarbrücken

ISBN 978-3-86223-255-0
URN urn:nbn:de:bsz:291-universaar-1665

Satztechnik: Julian Wichert
Foto Umschlag: Jörg Pütz
Fotos Innenteil: Referat für Öffentlichkeitsarbeit der evangelischen Kirchenkreise
Saar-Ost und Saar-West Helmut Paulus und Stefanie Stein

Inhalt

Geleitworte

Annegret Kramp-Karrenbauer
Ministerpräsidentin des Saarlandes 7

Prof. Dr. Manfred J. Schmitt
Präsident der Universität des Saarlandes 9

Vorwort

Superintendent Christian Weyer (Saarbrücken) und
Prof. Dr. Karlo Meyer (Universität des Saarlandes) 11

Andacht der Evangelischen Studierendengemeinde

Hinaus ins Weite
Prof. Dr. Matthias Freudenberg, Nikola Gayer, Olesya Kovalchuk,
Dorina Seitz und Victoria Steinmetz 15

Workshop 1

Zukunft von Gottesdienst und Liturgie

Wort und Antwort. Martin Luthers Gottesdienstverständnis und seine
Bedeutung für die Zukunft des evangelischen Gottesdienstes

Hauptreferent: Dr. Stephan A. Reinke (Lübeck)
Response: Prof. Dr. Karlo Meyer (Saarbrücken)
Moderation und Thesen: Pfarrer Horst Heller (St. Ingbert) 19

Workshop 2

Zukunft der Theologie

Glaubensgewissheit und Pluralitätsbewusstsein – Reformatorische Qualitäten als Impulse für Theologie und kirchliches Handeln heute

Hauptreferentin: Prof. Dr. Ulrike Wagner-Rau (Marburg)

Response: Prof. Dr. Wolfgang Kraus (Saarbrücken)

Moderation und Thesen: Dr. Dr. Christian Hild (Saarbrücken) 43

Workshop 3

Zukunft von Gestalt und Kultur der Kirche

Thesen zur Zukunft von Gestalt und Kultur der Kirche

Hauptreferent: Reinhard Bingener (FAZ / Frankfurt – Hannover)

Response: Dr. Christian Neddens (Saarbrücken)

Moderation und Thesen: Dekan Dr. Thomas Holtmann (Homburg/Saar) 63

Workshop 4

Zukunft von Gesellschaft und Staat

Ecclesia semper reformanda – wie werden wir diesem Anspruch heute gerecht? Gemeinden und Dekanate als zivilgesellschaftliche Akteure im Sozialraum

Hauptreferent: Dr. Steffen Schramm (Kaiserslautern / Landau)

Response: Pfarrer Prof. Dr. Joachim Conrad (Kölln)

Moderation und Thesen: PD Dr. Martin Vahrenhorst (Heusweiler) 77

Anstelle eines Nachwortes: Anstöße zum Weiterdenken

Prof. Dr. Karlo Meyer (Universität des Saarlandes) und

Superintendent Christian Weyer (Saarbrücken) 107

Bisher veröffentlichte Universitätsreden 110

Annegret Kramp-Karrenbauer

Geleitwort

Vor 500 Jahren hat Martin Luther ein ganzes Spektrum an Entwicklungen im Bereich der Kirchen, der Gesellschaft, der Kultur und der Politik ausgelöst. Sein Wittenberger Thesenanschlag und der davon ausgehende reformatorische Impuls war der Beginn einer Erfolgsgeschichte. Denn bis heute prägt die Reformation nicht nur das religiöse Leben in Deutschland. Die Reformation hat auch maßgeblich zur Aufklärung, zur Herausbildung von Menschenrechten und letztlich auch der Demokratie beigetragen.

Dem Motto der Saar-Reformationssynode „Ecclesia semper reformanda“ kann man getrost die Aufforderung folgen lassen, dass sich neben der Kirche auch die Gesellschaft ständig reformieren muss. Dabei gilt für Kirchen und Gesellschaft gleichermaßen: das Geschenk der Freiheit, das nach Luther aus Glaube und Gottesgnade resultiert, ist der Ursprung jeder Veränderung. Dieser Freiheit müssen wir uns immer aufs Neue bewusst werden und stellen. Sie ist der Ausgangspunkt für eine Gesellschaft der Teilhabe, der sozialen Gerechtigkeit und der Humanität. Sie ist aber auch der Kern einer sich immer neu verändernden evangelischen Kirche, die das Evangelium in der Welt so verkündigen kann, dass sie gehört, gesehen und verstanden wird. Die nun vorliegenden Wortbeiträge zur Saar-Reformationssynode greifen diese Themen umfassend und in der gebotenen Tiefe auf. Sie präsentieren eine lebendige Kirche, die mutig in die Zukunft blickt und Gegenwärtiges hinterfragt und prüft. Gleichzeitig kommt diese Kirche auch dem Auftrag nach, das Evangelium und seine Botschaft in unsere heutige komplexe Welt zu übertragen. Von diesen Beiträgen geht Inspiration und Kraft aus. Ganz im reformatorischen Sinne stellen sie sich den Gegebenheiten einer sich schnell verändernden Welt und den damit verbundenen Herausforderungen für den Glauben und die Kirchen. Eine Welt, die in weiten Teilen gezeichnet ist von Ungerechtigkeit, Not und Missachtungen der

Menschenwürde, braucht diese Botschaften, die geprägt sind von Brüderlichkeit, von Solidarität und Freiheit.

Martin Luthers Botschaft war ein Lichtstrahl, die den Glauben erhellte und die in ihrer aufklärerischen Dimension die Welt – Kirche und Staat – aufgerüttelt und tiefgreifend verändert hat. Seit nunmehr 500 Jahren wirkt diese Botschaft fort. Die evangelische Kirche im Saarland hat das große Reformationsjubiläum zum Anlass genommen, sich erneut der Fortschreibung der reformatorischen Ideen für die kirchliche und gesellschaftliche Entwicklung anzunehmen. Hierzu liefern die anlässlich der Reformations-Synode im März 2017 gehaltenen Vorträge und Diskurse renommierter wissenschaftlicher Autorinnen und Autoren einen essentiellen Beitrag. Zu Recht wurden sie in die hochwertige Sammlung akademischer Reden der Universität des Saarlandes aufgenommen und so einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Ministerpräsidentin
Annegret Kramp-Karrenbauer

Manfred Schmitt

Geleitwort

Ecclesia semper reformanda – eine sich ständig erneuernde, wandelnde Kirche. So lautete das Motto der Reformationssynode am 11. März, zu der sich rund 350 Protestantinnen und Protestanten aus der Region an der Universität des Saarlandes trafen.

Damit passte das Thema hervorragend zum Veranstaltungsort. Denn eine Gemeinsamkeit mit unserer Universität, an der die Synodalen zu Gast waren, besteht darin, dass auch eine Universität sich im stetigen Wandel befindet sowie Höhen und Tiefen erlebt.

In einem existenziellen Tief befand sich die Kirche vor einem halben Jahrtausend, was letztendlich in der Reformation mündete, die nach Jahrhunderten konfessioneller Auseinandersetzungen schließlich im konstruktiven Miteinander der Konfessionen endete.

Dabei ist die Evangelische Kirche seit der Reformation, die in Deutschland vor allem durch Martin Luther geprägt wurde, die treibende Kraft hinter gesellschaftlichem Wandel und Fortschritt. Wurden die Auseinandersetzungen mit dem Katholizismus anfangs noch mit Gewalt ausgetragen, arrangierten sich die Konfessionen im Laufe der Jahrhunderte und lernten, miteinander zu leben und in Dialog miteinander zu treten.

Die Evangelische Kirche scheut auch nicht den gesellschaftlichen Dialog und ihre Verantwortung, die ihr dadurch entsteht. Angesichts drängender gesellschaftlicher Probleme war die Synode ein wichtiges Signal, dass die Evangelische Kirche auch in unserer Region sich dessen bewusst ist und bereit ist, ihre zentrale Rolle in unseren Städten und Dörfern, die sie nach wie vor spielt, einzunehmen, wenn sie diese Rolle weiterhin spielen will. Das ist gerade in Zeiten von erstarkendem Nationalismus und immer schärferen gesellschaftlichen Diskussionen im Hinblick auf Migration, Flucht und religiösem Eifer wichtiger denn je.

So war es auch nicht weiter verwunderlich, dass die Synodalen vor allem darüber sprachen, wie der Kirche der Kontakt zu den

Menschen vor Ort in den Gemeinden gelingt beziehungsweise, wie dieser nicht verloren geht. Denn nur, wenn sich die Kirche nicht in abstrakten Diskussionen verstrickt, sondern die Menschen mit all ihren unterschiedlichen Fragen ans Leben in den Mittelpunkt ihres Handelns vor Ort stellt, kann sie ihrer gesellschaftlichen Aufgabe auch in Zukunft gerecht werden.

Insofern handelten die Synodalen ganz in der Tradition Dietrich Bonhoeffers, der sich einmal so zur Arbeit der Gläubigen äußerte: „Es ist eine seltsame Tatsache, daß gerade Christen und Theologen ihre Arbeit oft für so wichtig und dringlich halten, daß sie sich darin durch nichts unterbrechen lassen wollen. Sie meinen, damit einen Dienst zu tun, und verachten dabei den ›krummen und doch geraden Weg‹ Gottes.“¹

Zwar ließen sich die Synodalen auch nicht in ihrer Arbeit unterbrechen. Da aber der ständige Wandel und die Erneuerung der Kirche sowie der Kontakt zu den Menschen ihr Thema war, dürfte dies ganz im Sinne Bonhoeffers geschehen sein. Davon können Sie sich auf den kommenden Seiten überzeugen.

Universitätspräsident
Manfred Schmitt

¹ D. Bonhoeffer (1940), *Gemeinsames Leben. Das Gebetbuch der Bibel (DBW 5)*, München, S. 84.

Christian Weyer und Karlo Meyer

Vorwort

Der Geist des Aufbruchs zu Neuem prägte die Zeit der Reformation: die Beziehung zu Gott wurde neu durchdacht, vormals Unumstößliches wie die kirchlichen Sakramente wurden neu geordnet. Mit dem neuen Medium des Drucks fanden die Ideen der Reformatoren schnell Verbreitung und fielen bei weiten Teilen der Bevölkerung auf fruchtbaren Boden. Aus dem Aufbruch entwickelten sich Strukturen und Gewissheiten, die evangelischen Christinnen und Christen bis zum heutigen Tag wichtig sind.

Den Geist dieses Aufbruchs brauchen wir auch heute – mehr denn je. Auch heute empfinden viele auf unterschiedlichen kirchlichen Feldern ein Ungenügen. Neue Medien verändern die religiöse Landschaft und bieten die Chance, alle Menschen zu erreichen. Althergebrachtes verändert sich. Aber was trägt davon in die Zukunft? Wie kann und vor allem wie sollte es sich bestmöglich weiter entwickeln? Wo sollte Kritik ansetzen?

Diesen Fragen widmete sich die saarländische Synode zum Reformationsjubiläum am 11. März 2017 auf dem Campus Saarbrücken der Universität des Saarlandes, um Reform und Reformation nicht einfach als vergangene Geschichte zu sehen, sondern als Auftrag für Gegenwart und Zukunft der Evangelischen Kirche: „ecclesia semper reformanda“ (die Kirche muss ständig reformiert werden). Entsprechend stellen sich die Evangelischen Kirchenkreise und Kirchenbezirke im Saarland dieser Herausforderung:

Im nationalen Vergleich könnte man sagen, dass in diesem Bundesland kirchlich noch eine ‚heile Welt‘ herrscht. Das mag daran liegen, dass das Saarland durch eine traditionelle römisch-katholische Kirchlichkeit geprägt ist. Kirche gehört im öffentlichen Leben noch immer dazu, ob nun bei Dorffesten oder anlässlich der konstituierenden Sitzung des Landtages: ein Gottesdienst – meistens ökumenisch gestaltet – und die Einladung kirchlicher Repräsentantinnen und Repräsentanten gehören im Saarland zum öffentlichen Leben.

Jedoch nimmt die Zahl der evangelischen Gemeindeglieder auch im Saarland in den letzten Jahren kontinuierlich ab, um 2000 bis 2500 Gemeindeglieder jährlich, was etwa einer Kirchengemeinde mit einer Pfarrstelle entspricht. Austritte sind nur zu einem Teil die Ursache. Der größere Teil dieser Verluste ist auf den sogenannten demographischen Wandel zurückzuführen, das heißt: Es werden weniger Menschen geboren als Menschen sterben, und damit verbunden werden weniger Menschen getauft als beerdigt.

Auch im gegenwärtigen Gemeindeleben lassen sich Veränderungen beobachten, die auf Dauer eine Reaktion erfordern: In vielen Kirchen nimmt die Zahl der Teilnehmenden an den Sonntagsgottesdiensten ab. Traditionelle Gewohnheiten – wie z. B. der Kirchgang am Karfreitag – erodieren. Gruppen und Kreise, die sich über Generationen hin quasi selbst fortgepflanzt haben, überaltern und sterben aus. Dazu kommt, dass sich immer weniger Pfarrfrauen und Pfarrer um immer größere Einheiten kümmern müssen und traditionelle Selbstverständlichkeiten, wie z. B. der Hausbesuch oder der Besuch im Krankenhaus, zurückgehen.

Doch es gibt auch positive Entwicklungen: Statt der Karfreitagsgottesdienste nimmt die Zahl anderer besonderer Gottesdienste zu; Familiengottesdienste, Thomasmessen und andere Formen werden seit Jahrzehnten mehr und mehr besucht. Konfirmandenarbeit hat sich seit den siebziger Jahren grundlegend gewandelt, geht weit mehr als früher auf die Jungen und Mädchen ein und kann sich mit Jugendarbeit verbinden. Manche Vakanzen führen bei allen Nachteilen dazu, dass Gemeinden sich neu nach ihrem Selbstverständnis fragen und neue selbst- und weitertragende Konzepte entwickeln.

Es muss sich etwas wandeln, und es verändert sich schon viel, aber was davon ist erstrebenswert? Wie muss sich die Evangelische Kirche verändern, damit sie zukunftsfähig ist?

So hatten auch die Reformatoren gefragt. Ihre Antwort ist eine Kirche, die sich immer wieder neu hinterfragen, überdenken und verändern muss: „semper reformanda“. Nur so kann die Evangelische Kirche verhindern, in Erstarrung zu verfallen. Denn wenn alles so bleibt wie es ist, bleibt eben letztlich nichts, wie es war, sondern es besteht die Gefahr, dass überhaupt nichts mehr übrig bleibt. Ein Festhalten am Bestehenden ist nicht nur nicht auftragsgemäß, sondern es setzt auch das Kirche-Sein der Evangelischen Kirche selbst aufs Spiel.

In welcher Weise die Evangelische Kirche immer wieder neu zu hinterfragen, zu überdenken und zu verändern ist, dazu geben die vier ReferentInnen und die daran anschließenden Workshops unterschiedliche Impulse:

Dr. Stephan Reinke erinnert in Bezug auf den Gottesdienst daran, dass Martin Luther Wert darauf legte, „Formate zu entwickeln, die für die Zeitgenossen fassbar und auf ihre Bedürfnisse angepasst waren.“ Er plädiert für eine vielfältige Gottesdienstkultur, die eine möglichst große Zahl von Zielgruppen im Auge hat.

Frau Prof. Dr. Wagner-Rau macht sich dafür stark, dass die Evangelische Kirche die religiöse Sicht von Menschen auf die Wirklichkeit stärker wahrnimmt und auch in ihr theologisches Denken und kirchliches Handeln integriert. Evangelische Kirche solle mit anderen Menschen handeln, die selbst wissen, was sie glauben und wie sie ihren Glauben leben wollen. Und in einer Neuentdeckung der Rechtfertigungslehre Martin Luthers erlange sie gemeinsam mit ihren Mitmenschen die Fähigkeit, Stärken und Schwächen von Menschen zu entdecken und mit ihnen umzugehen.

Reinhard Bingener sieht die Evangelische Kirche am Ende der „dagobertinischen Phase“, was dazu führen müsse, dass die Addition der Dienste und Aufgaben bereinigt werden und nach dem Kern der Aufgabe der Evangelischen Kirche gefragt werden müsse. Bingener sieht diesen Kern in der kirchengemeindlichen Arbeit vor Ort und bei den Menschen.

Dr. Steffen Schramm schließlich fordert die Entwicklung von kirchlichen „Angeboten“ zur „Kirche mit den Menschen“, von der Versäulung zur Vernetzung und von der Verwaltung zur Gestaltung.

Die Anregungen der vier Referate, der Responen und der Moderationen sowie Texte aus der Andacht zur Eröffnung in dieser Veröffentlichung sind für die Evangelischen Kirchenbezirke und Kirchenkreise im Saarland eine der wichtigsten Grundlagen für die Weiterarbeit. Sie alle fragen angesichts des Jubiläumsjahres auf ihre Weise nach der Zukunft der Evangelischen Kirche und entsprechen damit dem Auftrag des stetigen Reformierens. Zusammen mit den neuen Thesen, die im Reformations-Jubiläumsjahr im Saarland gesammelt und verarbeitet werden konnten, geben die Inhalte der Jubiläums-Synode wichtige Hinweise, woran die Evangelische Kirche weiterarbeiten kann und muss, damit sie glaubwürdig „ecclesia semper reformanda“ sein und bleiben kann – und sich damit am Erbe der Reformatoren orientiert.



Matthias Freudenberg, Nikola Gayer, Olesya Kovalchuk,
Dorina Seitz und Victoria Steinmetz

Andacht Hinaus ins Weite

I.

In Davids Dankgebet, das im Zweiten Samuelbuch überliefert ist, stehen folgende Sätze: „Sie überwältigten mich zur Zeit meines Unglücks, aber der Herr ward mein Halt. Er führte mich hinaus ins Weite, er riss mich heraus; denn er hatte Lust zu mir.“ (2. Sam 22,19f.) So singt einer, dessen erfülltes Leben sich dem Ende zuneigt. Erfüllt von politischer Klugheit und weitem Blick für Israel, erfüllt von unerwarteter Stärke gegenüber Goliath, erfüllt von persönlichen Irrungen und Wirrungen, die in der Affäre mit Batseba kulminieren, erfüllt von prophetischer Anklage und Reue über eigene Entgleisungen: Das alles und noch viel mehr ist David. Ein Spiegel der menschlichen Existenz, die ja niemals nur ganz hell oder nur ganz dunkel ist, sondern Zwischentöne kennt. „Sie überwältigten mich zur Zeit meines Unglücks“, singt er, weil er an Leib und Seele erfährt und erleidet, dass andere ihn in Frage stellen, ihm an den Kragen wollen, seine Existenz auszulöschen trachten.

Solchen Überwältigungen sind nicht nur Einzelne ausgesetzt. Es gibt auch Überwältigungen, welche die Kirche erlebt: Überwältigungen von innen durch eigenes Versagen, Überwältigungen von außen durch Anfeindung und Verfolgung. Da mutmaßen einige, dass die Zeit der Kirche abgelaufen sei. Wozu dann noch Reformationsjubiläum feiern?

David ist nicht nur von eigener Schuld und von leibhaftigen Gegnern überwältigt. Er ist vor allem von Gott im besten Sinne des Wortes überwältigt. Wie überwältigend und erfüllend zugleich ist der Trost, den er in die schlichten Worte gießt: „Der Herr ward mein Halt.“ Nichts, was er erlebt und erlitten hat, kann sich größer machen als das, was ihn wirklich überwältigt: dass Gott ihn hinaus ins Weite führt und ihn aus Schuld und Verstrickung herausreißt. Warum Gott das tut? Weil er Lust zu ihm hat!

Wäre das nicht eine gute Grundlage für unsere Kirche, dass Gott sie und jeden Einzelnen in ihr hinaus ins Weite führt, weil er Lust zu ihr und zu ihnen hat? Kirche feiert nicht sich selber, sondern stellt geradezu lustvoll den dreieinigen Gott in die Mitte – ihn, der ihr Lebensnerv ist, der sie hinaus ins Weite führt, der sie wieder und wieder reformiert.

II.

Die Evangelische Kirche im Saarland hat dazu aufgerufen, Thesen für unsere Zeit zu schreiben. So, wie es Martin Luther zu seiner Zeit getan hat. Die Einsendungen zeigen: Menschen machen sich Gedanken über die Zukunft der Gesellschaft, über den Glauben und über die Gestalt der Kirche. In Workshops hat eine Arbeitsgruppe der Evangelischen Studierendengemeinde diese Thesen ausgewertet und ist dabei auf einen wahren Schatz an Gedanken gestoßen.

Eine Reihe von Thesen kreist um die Themen Gerechtigkeit, Frieden und Zusammenleben. Hier waren es vor allem drei Aspekte, die den Menschen unter den Nägeln brennen: die Forderung nach einem neuen, achtsamen Miteinander, der Wunsch nach sozialer Gerechtigkeit und die Suche nach einem respektvollen Umgang mit der Umwelt. So fordert eine These auf, auch nicht-menschliche Lebewesen als Mitgeschöpfe zu sehen. Eine andere ermahnt, unsere Umwelt mit Respekt zu behandeln: Denkt an die kommenden Generationen! Und wirtschaftet nicht auf deren Kosten!

Aus manchen Thesen spricht die Sehnsucht nach globaler Gerechtigkeit. Wo Unrecht geschieht, sollen sich Christen empören, Missstände benennen und diese angehen. Macht den sozialen Ungleichheiten ein Ende! Gestaltet einen global fairen Handel und eine Politik, die den Frieden sucht. Ein Beitrag betont, dass Frieden nicht umsonst zu haben ist, sondern etwas kostet. Nämlich den persönlichen Einsatz. Dieser verlangt nach einer neuen Art des Miteinanders: Das Miteinander wird dort zum Füreinander, wo Menschen sich einander zuwenden, wo es einen Vertrauensvorschuss gegenüber dem und den Fremden gibt, wo Menschen einander sehen, hören und verstehen, wo sie einander Ansehen verleihen – und das ganz selbstverständlich über die Grenzen von Generation, Herkunft und Religion hinweg.

Es wird dabei auch die kritische Rückfrage an die eigene Person laut: Wer will ich sein in dieser Gesellschaft? Wie kann ich so leben, dass ich ein Vorbild bin? Darin steckt die Ermutigung, groß zu den-

ken und Bilder zu entwerfen, um das Solidarische neu zu entdecken und an einer lebenswerten Gesellschaft mitzuwirken.

Die Motivation, sich für das Miteinander einzusetzen, ist eine ausgesprochen christliche Idee. Die Befreiungserfahrungen des Glaubens, das Erleben von Halt und Rettung, die Zuwendung Gottes: Das alles befähigt und befreit zur Verantwortung. Menschen werden anderen zum Halt und führen sie in die befreiende Weite. Glaube ist mehr als eine Privatsache. Seine Sprengkraft liegt in seinem öffentlichen Charakter.

III.

Andere Thesen wenden sich dem Glauben und seiner Hoffnung zu. Woran kann ich mich in einer unübersichtlichen Welt halten? Worauf kann ich hoffen? In einer These heißt es: „Glaube. Heißt auch Freiheit der Gedanken.“ Und in einer anderen: „Wo bleibt Zeit für das Ewige?“ Das weckt zugleich die Frage: Worauf vertrauen Christen heute, 500 Jahre nach der Reformation? Der Glaube, so ist in einer These zu lesen, braucht Beheimatung und macht sich zugleich auf den Weg. Geborgenheit und Offenheit: Das macht den Glauben lebendig. Christen lassen sich in Bewegung versetzen und öffnen sich dem Leben in der von Gott geschaffenen Welt.

Worauf hoffen Christen heute, 500 Jahre nach der Reformation? Sie sehnen sich danach, dass das Feuer des Glaubens nicht verlöscht, sondern neu entfacht wird – nicht nur 1517, sondern auch 2017. Wer glaubt, der hofft darauf, dass der Glaube seine Kraft in einer oft kalten und selbstbezogenen Welt neu entfaltet.

Eine These bringt es auf den Punkt, wozu der Glaube in der Lage ist. Er lebt in dieser Erwartung: „Bei Gott ist Neubeginn. Immer.“ Vielleicht gehört es zu den besonderen Kennzeichen von Christen, dass sie das nicht nur für sich selber gelten lassen, sondern es anderen weitersagen, es ihnen zusagen und es ihnen vorleben.

IV.

Eine dritte Gruppe von Thesen nimmt die Kirche und die Ökumene in den Blick. So etwa diese These: „Die ökumenische Bemühung um die Einheit der Christenheit ist ein entscheidender Baustein zur Versöhnung von Kirche, Gesellschaft und Politik.“ In einer Welt, in der Zerrissenheit und Uneinigkeit herrschen, lässt sich Frieden schwer verwirklichen. Wie sieht das in der Kirche selber aus? Kann man sich zu einer Kirche halten, die den Frieden auf Erden verkün-

dig, aber selber gespalten und uneinig ist? Eine These formuliert: „Kirche soll zeigen: Uns verbindet Christus.“ Es geht darum, das Verbindende und nicht das Trennende zu sehen. Macht damit einen Anfang! Stellt die Botschaft Jesu in den Mittelpunkt, denn in ihm liegt das Verbindende der Konfessionen.

Eine These versteht das ganz praktisch: „Alle Christen gehören der einen Kirche an. [...] Ziel soll das gemeinsame Abendmahl sein.“ Diese Sehnsucht spricht aus mehr als nur aus einer These. Wann wird sich der Wunsch erfüllen, dass alle – Protestanten, Katholiken und Orthodoxe – gemeinsam Jesu Einladung zu seinem Mahl folgen?

Und schließlich: Jugendliche und junge Erwachsene wünschen sich „mehr Lebendigkeit im Gottesdienst“ und dass die „Bibel verständlich [...] nahegebracht“ wird. Was tragen wir dazu bei, dass Jugendliche und junge Erwachsene intensiver angesprochen werden und sich mit Freude und Elan in die Gemeinden einbringen? Wie gelingt es, die Glaubwürdigkeit der Kirche zu stärken? Sicher dadurch, dass die Kirche sich dem heutigen Leben und seinen Herausforderungen stellt. Kirche, so heißt es in einer These, soll persönlicher werden und den Menschen als Individuum wahrnehmen. Über allem steht der eine Grund-Satz: „Kirche soll um Gott und nicht um sich selber kreisen.“

V.

Das könnte eine gute Umschreibung für Reformation heute sein: Gott führt die Kirche ins Weite. Weil er Lust dazu hat. Paulus hat der Gemeinde in Korinth diesen Satz geschrieben: „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.“ (2. Kor 3,17) Kirche braucht Geistesgegenwart. Gottes Geist spielt sich hinein in das Gespräch in den Gemeinden, spielt sich hinein in die Seelsorge, spielt sich hinein in Bildung und Diakonie, spielt sich hinein in die Presbyterien und Synoden. Gott sagt den Menschen und der Kirche zu, dass er bei ihren kleinen und großen Aufbrüchen gegenwärtig ist – manchmal überraschend, gelegentlich ungestüm, von Zeit zu Zeit überwältigend. Sein Geist führt die Kirche hinaus ins Weite – dort, wo sie hingehört –, fort von Erstarrung und hin zur Freiheit. So wird Kirche frei für die Zukunft. Im Saarland und in aller Welt.

Hauptreferent: Stephan A. Reinke (Lübeck)
 Response: Karlo Meyer (Saarbrücken)
 Moderation und Thesen: Horst Heller (St. Ingbert)

Workshop 1

1. Zukunft von Gottesdienst und Liturgie

1.1 Wort und Antwort. Martin Luthers

Gottesdienstverständnis und seine Bedeutung für die Zukunft des evangelischen Gottesdienstes

Die Zukunft des (evangelischen) Gottesdienstes ist ein großes Thema – und das nicht erst in jüngerer Zeit, sondern vielleicht schon immer. Schon lange wird der Gottesdienst als ein Reformprojekt verstanden, wird an seiner Ordnung gearbeitet und wird diskutiert, um was es im Gottesdienst eigentlich geht. Auch Martin Luther hat dies getan. Und auch wenn die Reformation nicht vornehmlich eine liturgische Bewegung gewesen ist, sind die Impulse, die von Martin Luther ausgehen, doch wichtig, wenn einen die Frage umtreibt, wie es denn mit dem evangelischen Gottesdienst und seiner Liturgie weitergehen soll.

Im Folgenden soll daher zunächst ein Blick auf das Gottesdienstverständnis Martin Luthers geworfen werden, um dann in einem zweiten Schritt zu schauen, wie seine Gedanken sich in unserem heutigen Verständnis von Gottesdienst wiederfinden und welche Impulse sie für einen Gottesdienst der Zukunft zu setzen vermögen.

Wollte man aus zwei Äußerungen Martin Luthers so etwas wie eine Quintessenz seines Gottesdienstverständnisses ableiten, könnte diese wohl so (oder so ähnlich) lauten:

Im Gottesdienst geht es darum, „dass in jedem Fall alles geschehe, damit das Wort in Gebrauch bleibe“ (425)¹, aus jedweder Ordnung soll man „ja kein notwendiges Gesetz daraus machen noch jemandes Gewissen darin verstricken oder fangen, sondern sie in christlicher

¹ Alle Zitate zu Martin Luther mit Seitenangaben im Text folgen: Korsch, Dietrich/Schilling, Johannes (2015, Hrsg.), Deutsch-deutsche Studienausgabe, Band 2: Wort und Sakrament, Leipzig.

Freiheit nach ihrem Belieben gebrauchen, wie, wo, wann und wie lange es die Umstände fügen und fordern“ (431).

Große Freiheit im gestalterischen Detail und eine klare Fokussierung in der Zielsetzung eines Gottesdienstes sprechen aus diesen Worten. Vielerlei Gestalt kann ein Gottesdienst also annehmen – oder mehr noch: sollte ein Gottesdienst annehmen. Verschieden nach Ort, Zeit und Gemeinde. Wie sich die jeweilige gottesdienstliche Ordnung darstellt, lässt sich Luthers Auffassung nicht allgemeingültig fixieren und ist abhängig von einer ganzen Reihe Äußerlichkeiten. Insofern beschreibt Martin Luther in seinen gottesdienstlichen Programmschriften² – wie er betont auf ausdrücklichen Wunsch – nur unter Vorbehalt, wie er in Wittenberg und anderswo den Gottesdienst auch ganz konkret im Ablauf feiert. Denn eigentlich aber geht es ihm um etwas Anderes, um etwas Grundsätzliches, wenn er sich zur Ordnung des Gottesdienstes äußert. Groß scheint dabei seine Sorge, dass andere das abgedruckte Gottesdienstformular zum Maßstab eigenen liturgischen Handelns machen könnten. Seine „Messordnung“ ist in diesem Sinne (modern gesprochen) weniger eine Agende als vielmehr eine Handreichung, um das Wesen des Gottesdienstes zu erläutern.

Es ist demnach nicht verwunderlich und für Luther wohl sogar erfreulich („Ob die Menschen in anderen Herrschaften diese Form auch einhalten oder etwas Eigenes dazu fügen, soll frei und ohne Vorwurf bleiben.“(431)), dass sich in Anlehnung an die „Deutsche Messe“ eine ganze Reihe von regionalen Messformularen herausgebildet haben. Und so lange diese Verschiedenheit der Sache dient (was diese Sache für Luther ist, werden wir später sehen), hat er kein Problem damit. Wenngleich er sich bewusst ist, dass eine solche Freiheit natürlich Risiken in sich birgt:

„So ergeht es der christlichen Freiheit überall: Wenige gebrauchen sie anders als zu eigener Lust oder eigenem Nutzen und nicht zu Gottes Ehr und des Nächsten Besserung. Obwohl es aber einem jeden auf sein Gewissen gelegt ist, wie er solche Freiheit gebraucht, und sie auch niemandem zu wehren oder zu verbieten ist, so ist doch darauf zu achten, dass die Freiheit der Liebe und des Nächsten Dienerin ist und sein soll. Wenn es daher geschieht, dass die

² Insbesondere: „Von der Ordnung des Gottesdienstes in der Gemeinde (1523)“ (WA 12,31-37) und „Deutsche Messe oder die Ordnung des Gottesdienstes. Vorrede (1526)“ (WA 19, 72-78).

Menschen sich ärgern und irre werden über solch einen vielfältigen Gebrauch, sind wir verpflichtet, die Freiheit einzuschränken [...].“ (431).

Insbesondere, weil sich noch nicht überall durchgesetzt habe, um was es im Gottesdienst eigentlich gehen müsste, seien gewisse Vorschriften dann doch unerlässlich. Um was es für Luther im Gottesdienst geht, profiliert er vor (von ihm empfundenen) Missständen der zeitgenössischen Gottesdienstpraxis: inhaltlich, statt formal – weshalb er in wesentlichen Teilen auch dem Ablauf der römischen Messe treu bleiben kann und nur die Teile herausnehmen muss, die ihm theologisch anstößig erscheinen.

Insbesondere drei Aspekte missfallen Luther am römischen Gottesdienst seiner Zeit:

„Drei große Missbräuche haben dem Gottesdienst zugesetzt. Der erste ist, dass man Gottes Wort verschwiegen und es lediglich gelesen und gesungen hat in den Kirchen; das ist der schlimmste Missbrauch. Der andere ist, dass, weil man Gottes Wort verschwiegen hat, viele unchristliche Fabeln und Lügen in Legenden, Gesängen und Predigten mit hineingekommen sind, was gräulich anzusehen ist. Der dritte ist, dass man solchen Gottesdienst als ein Werk verrichtet hat, um damit Gottes Gnade und Seligkeit zu erwerben.“ (421)

Wären diese drei Missstände ausgeräumt, stünde einem rechten Gottesdienst nichts im Wege. Aber was nun stört Luther genau?

1. Es wird deutlich, dass es Luther nicht ausreicht, im Gottesdienst allein biblische Texte zu lesen. Sie sollen aktuell gedeutet und plausibel gemacht werden. Allein dadurch (explizit durch die Predigt) wird sichergestellt, dass alle Menschen auch verstünden, was ihnen in der Bibel begegnet.
2. In seinem zweiten Protest macht er deutlich, dass im Gottesdienst ausschließlich der Bibeltext Gegenstand der Predigt sein darf, keine Heiligengeschichten oder andere christliche Legenden. Nur das Wort Gottes darf die Kirche beherrschen. Die Bibel ist das alleinige Fundament der Gemeinde und zugleich die maßgebliche Richtschnur ihres Gottesdienstes.
3. Und als drittes macht Luther sehr klar, dass das liturgische Tun nicht als „Werk“, also als Verdienst vor Gott, missverstanden werden darf. Gottesdienst ist für ihn eine von Gott geschenkte Wohltat („beneficium“), nicht ein von den Menschen vollbrachtes Opfer („sacrificium“). Er wendet sich damit massiv gegen

das seinerzeit überkommene Verständnis, dass die Messe als ein kirchliches Werk nötig sei, um Gottes Gnade zu erwerben. Dementsprechend eliminiert er aus dem Gottesdienst auch sämtliche Momente und Aussagen, die an ein Opfer erinnern könnten. Es wird an dieser Stelle deutlich, „dass Luther eine sehr grundlegende Umkehrung der Sinnrichtung des gottesdienstlichen Handelns im Blick hat, die insgesamt zu einer neuen Auffassung von Sinn, Ziel und Wesen des christlichen Gottesdienstes führt. [...] Luther möchte erreichen, *das das wort ym schwang gehe | vnd nicht widderumb eyn loren vnd dohnen draus werde*. Doch das so bezeichnete *wort* kann offenbar nicht ohne weiteres gleichgesetzt werden mit einem bestimmten Element im liturgischen Ablauf. Es ist nicht einfach identisch mit Schriftlesung und -auslegung. Es steht vielmehr für ein theologisches Konzept, das das Gottesverhältnis insgesamt neu bestimmt: Gott und Menschen verkehren nicht *im Werk*, sondern *im Wort* miteinander. Das kommunikative Muster, das ihr Verhältnis prägt, ist das *Gespräch*. Gott *spricht* den Menschen *an*. Und seine *Anrede* bewirkt die *Antwort* des Glaubens.“³

Weil dies in der Tat ein erheblicher Bruch ist, wird besonders an dieser Stelle das Kämpferische (oder anders: die Frontstellung) deutlich, mit der Luther an seine Gottesdienstreform ging bzw. mit der er sich konfrontiert sah.

Manfred Josuttis hat dieses Oppositionelle bei Luther eindrücklich beschrieben.⁴ Er rekonstruiert Luthers Gottesdienstverständnis unter dem Motto einer zweifachen Frontstellung mit je drei theologischen Abgrenzungen, die ich hier nur kurz andeuten möchte:

Die erste Frontstellung verläuft gegenüber dem Katholizismus. Dabei ist der Gottesdienst im Sinne Luthers:

1. Anti-meritorisch (also gegen eine verdienstliche Frömmigkeit gerichtet, in der der Gottesdienst „sacrificium“ und nicht „beneficium“ ist).

³ Bieritz, Karl-Heinrich (2004), Liturgik, Berlin, S. 448.

⁴ Die folgenden Ausführungen fassen zusammen: Josuttis, Manfred (⁵1997), Theologie des Gottesdienstes bei Luther, in: Wintzer, Friederich (⁵1997, Hrsg.), Praktische Theologie (Neukirchener Arbeitsbücher 5), S. 29-39.

2. Anti-sakramentalistisch (also gegen eine Überbetonung des Sakramentlichen und mit dem Wort als performativer Handlung im Zentrum). Hierzu Wilhelm Gräb: „Luther wollte den reformatorischen Gottesdienst dezidiert nicht mehr sakramentalistisch, im Sinn der Übermittlung einer durch Christus erworbenen und von der Kirche auszuteilenden Heilsgabe, verstanden wissen, sondern als aktuales Geschehen der Hinwendung Christi zu seiner Gemeinde – im Wort der Verkündigung und dem sakramentalen Zeichen seiner leibhaftigen Gegenwart – sowie der Antwort der Gemeinde, im Dank für die Gabe und im Lob des Gebers.“⁵
3. Anti-hierarchisch (also deutlich unterschieden von einer exklusiv klerikalen Liturgie der römischen Messe im Sinne des Priestertums aller Glaubenden und mit ersten Ansätzen zu einer Partizipation der Gemeinde).

Die zweite Frontstellung verläuft gegenüber den sogenannte Schwärmern und expliziert sich als:

1. Anti-reformistisch (indem äußere Ordnungen nicht der Freiheit des Glaubens entgegenstehen dürfen, sondern vielmehr die Ordnungen dazu dienen, dass der Glaube sich in ihnen entfalten kann).
2. Anti-spiritualistisch (in dem das Wort als ein gewissermaßen objektives Korrektiv steht und etwa überbordende Segenshandlungen aus dem Gottesdienst eliminiert werden).
3. Anti-subjektivistisch (bezogen auf das Amt des Predigers, für das es eine ordentliche Berufung geben muss und das keiner eigenmächtigen Willkür unterliegen darf).

Im Mittelpunkt des Gottesdienstes steht die gläubige Gemeinde in ihrer Gesamtheit. Ihr muss Gottes Wort verkündet werden. „Dabei kann das Wort bei Martin Luther als umfassender Ausdruck der Christuserfahrung verstanden werden.“⁶ Das Wort ist in diesem Sinne Christus selbst. Im Gottesdienst geht es um die Begegnung mit

⁵ Gräb, Wilhelm (2005), Religion in der Moderne und die Perspektiven der Liturgiewissenschaft, in: Mildenerger, Irene/Ratzmann, Wolfgang (2005, Hrsg.), Liturgie mit offenen Türen. Gottesdienst auf der Schwelle zwischen Kirche und Gesellschaft, Leipzig, S. 31-50, S. 33.

⁶ Meyer-Blanck, Michael (2011), Gottesdienstlehre, Tübingen, S. 128.

Christus durch Wort (und Sakrament) – wobei das Wort für Luther fast schon über einen „sakramentalen“ Zuschnitt verfügt. Das Wort Gottes wird Luther zufolge nicht nur mit-geteilt, sondern es wird aus-geteilt. Insbesondere die Worte Jesu sind – so Luther – „Sakramente, durch die unser Heil ins Werk gesetzt wird. Darum muss das Evangelium sakramental genannt werden, das heißt: Christi Worte sind als solche Symbole zu verstehen, durch welche Gerechtigkeit, Tugend, Heil gegeben wird, welches diese Worte selbst vor sich her tragen.“⁷

Die Predigt hat an dieser Stelle eine besondere Bedeutung. Martin Luthers Gottesdienst ist ein Predigtgottesdienst (im Normalfall mit Abendmahl). Und er sagt sehr deutlich, „dass die christliche Gemeinde niemals zusammenkommen soll, wenn nicht in ihr Gottes Wort gepredigt und gebetet wird, und sei es auf das Kürzeste. [...] Darum ist es besser, weder zu singen noch zu lesen noch zusammenzukommen, wenn nicht Gottes Wort gepredigt wird.“ (421)

Luthers Predigten selbst sollen die Hörer in den Dialog mit Gott führen. Dabei ist die Predigt das gemeinsame Werk von Prediger und Gemeinde. Es sind nicht nur die Worte des Predigers, sondern auch die Art und Weise, wie sie beim Hörer auf eine Resonanz stoßen und sein Handeln anregen.

Der Gottesdienst ist für Luther ein Begegnungs- und Kommunikationsort. Und in diesem Sinne ist auch sein berühmtes Diktum aus der Einweihungspredigt der Torgauer Schlosskapelle zu verstehen „dass darin [in dieser Kapelle, aber eben auch im Gottesdienst] nichts anderes geschehe, als dass unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang.“ (855)

Der Gottesdienst als dialogisches Geschehen sorgt für eine direkte (und aktive) Beteiligung der versammelten Gemeinde. Traditionell wird hier vor allem die „Einführung“ des Gemeindegesangs in den Gottesdienst als besonders frappierende Folge angeführt. In einer umfänglichen Studie hat Konrad Küster unlängst darauf hingewiesen, dass die Rolle des Gemeindegesangs in der „Wittenberger Messe“ erheblich kleiner ausfällt als gemeinhin postuliert.⁸

⁷ WA 9, S. 440, zitiert nach: Ebd., 5.

⁸ Vgl. Küster, Konrad (2016), Musik im Namen Luthers. Kulturtraditionen seit der Reformation, Kassel.

Aus unserer heutigen Sicht erscheint die Beteiligung der Gemeinde am Gottesdienst fast schon marginal.

Gleichwohl wäre es falsch, den ersten Schritt, den Luther veranlasst hat, allzu gering zu achten. Dass die Gemeinde überhaupt selbst gesungen hat, verändert den Charakter eines Gottesdienstes erheblich. Auf die konkrete Anzahl der Lieder kommt es dabei zunächst einmal nicht an.

In Luthers Messordnung von 1526 finden sich folgende bis heute gesungene Lieder:

- nach der Epistel: EG 124 „Nun bitten wir den heiligen Geist“
- das deutsche Credo EG 183 „Wir glauben all an einen Gott“
- das deutsche Sanctus „Jesaja dem Propheten das geschah“ (nicht im EG, EKG 135)
- das deutsche Sanctus EG 214 „Gott sei gelobet und gebenediet“
- EG 102 „Jesus Christus unser Heiland“
- das deutsche Agnus Dei EG 190.2 „Christe, du Lamm Gottes“

„Ein Gemeindelied [im modernen Sinn] war bei alledem [...] nicht intendiert. [...] Das Ziel eines prinzipiellen Liedersingens zeichnet sich also nicht einmal in Ansätzen ab.“⁹ Die Gemeinde sang volkssprachige Liturgie-Anteile, die in jedem Gottesdienst vorkamen.

Kommen wir von diesem Detail wieder zu etwas Grundsätzlicherem:

Luthers Gottesdienstverständnis ist Ausdruck seiner Rechtfertigungslehre: „Im Zentrum des Gottesdienstes steht die Anrede Gottes an den Menschen, die durch die Auslegung der Heiligen Schrift und die Austeilung der Sakramente erfolgt und die auf den Glauben zielt, indem sie ihn schafft.“¹⁰

Gleichzeitig wird an dieser Stelle der so wichtige Wandel vom Riten- zum Subjektchristentum deutlich. Es geht im reformatorischen Gottesdienst nicht mehr um die Abarbeitung eines Rituals im Kollektiv, um dadurch etwas zu erreichen, sondern um die persönliche Gotteserfahrung des einzelnen Gottesdienstteilnehmers, die Art und Weise, wie sich Gott jedem Einzelnen zuwendet. Gottesdienst ist

⁹ Küster, Konrad (2016), Musik im Namen Luthers. Kulturtraditionen seit der Reformation, Kassel, S. 25.

¹⁰ Josuttis, Manfred (⁵1997), Theologie des Gottesdienstes bei Luther, Praktische Theologie ⁵1997, S. 29-39, S. 37.

demnach eher der Dienst Gottes an den Menschen. Der darauf reagierende Dienst der Menschen an Gott ist nicht die Abarbeitung eines liturgischen Programms, sondern Wiederhall der Liebe Gottes, ist Ausdruck einer Gegen-Liebe. Und in diesem Sinne ist es auch konsequent, dass der Gottesdienst in seinem Ablauf flexibel ist: der Mensch antwortet nicht in vorgegebenen Rastern, sondern individuell.

Es wird hier ein sehr moderner Ansatz in Luthers Gottesdienstverständnis deutlich. Gottesdienste sind „Ausdruckshandlungen, in denen eine Gemeinschaft anschaulich darstellt, was sie zuinnerst bewegt.“¹¹ Sie werden ihm nicht verordnet, sondern entspringen – wie Margaret Mead formuliert – einem vitalen menschlichen Bedürfnis, „sich mit dem Übernatürlichen, dem Universum und mit jedem anderen zu verbinden, und zwar nicht nur durch die einfachen und unmittelbaren Vorgänge wie Sehen, Hören, Tasten, Riechen und Schmecken, sondern auch die vielfältigen, beschwörenden Riten, die der Mensch im Laufe seiner Geschichte entwickelt hat, um solche Beziehungen zu tanzen, zu singen, mimisch und dramatisch darzustellen.“¹²

Der Gottesdienst ist nicht die Voraussetzung dafür, dass sich Gott der Menschen annimmt, sondern ist Teil der bedingungslosen Güte Gottes. Deshalb ist ein Gottesdienst von Lob und Dank erfüllt. Die Antwort auf Gottes Zuwendung ist der (auch durch Lieder) ausgedrückte Lobpreis. Und auch in der Situation, in denen uns nicht nach Lob und Dank zumute ist, können wir Gott dienen: „Auch mit unseren Zweifeln, mit unserer Klage und Ungewissheit können wir Gott dienen, indem wir uns versammeln, zu ihm hinwenden, also: mit ihm in Kontakt bleiben.“¹³

Dabei ist das Dialogische des Gottesdienstes theologisch grundiert: Es gründet darin, dass Gott uns Menschen anspricht – und zwar uns als einzelne Menschen. Im Gottesdienst geht es nicht darum, dass jemand für uns ein Ritual vollzieht, sondern dass wir Gott begegnen.

¹¹ Cornehl, Peter (2005), Theorie des Gottesdienstes – ein Prospekt, in: Wagner-Rau, Ulrike (2005, Hrsg.), „Die Welt ist voll von Liturgie“. Studien zu einer integrativen Gottesdienstpraxis, Stuttgart, S. 44-61, S. 46.

¹² Mead, Margaret (1972), Hoffnung und Überleben der Menschheit, Stuttgart, S. 123.

¹³ Arnold, Jochen (2010), Was geschieht im Gottesdienst? Zur theologischen Bedeutung des Gottesdienstes und seiner Formen, Göttingen, S. 17.

Dabei geht es auch um das Tun der Gemeinde, die hierzu in die Lage versetzt werden soll. Der Gottesdienst ist für Luther auch eine Bildungsaufgabe:

„Es ist aufs Erste im deutschen Gottesdienst ein elementarer, schlichter, einfältiger, guter Katechismus nötig. Katechismus aber heißt ein Unterricht, mit dem man die Heiden, die Christen werden wollen, darin belehrt und unterweist, was sie glauben, tun, lassen und wissen sollen im Christentum.“ (437)

Insgesamt ist durch diese Schritte ein erheblicher Wandel vollzogen. Michael Meyer-Blanck schreibt dazu: „Es ist damit nicht weniger als eine Kulturrevolution in Gang gesetzt. Die Kommunikation in Sachen Religion vollzieht sich nicht mehr rituell, sondern diskursiv. Religion ist nicht da, wo geheimnisvolle Rituale und Formeln ihren Platz haben, sondern da, wo man sich verständigt.“¹⁴ Dabei ist das Gegenüber von Priester und Laien, heilig und profan aufgehoben – jedenfalls dem Anspruch nach. Deshalb die Bibelübersetzung, deshalb die Katechismen, deshalb die Predigt – weil die, die sich zum Gottesdienst versammeln, in ihrem Glauben, mit dem Hören des Wortes und dem Antworten im Gebet, den Kirchenraum heiligen. Der Gottesdienst ist in diesem Sinne eine Gelegenheit, die Gemeinde im Glauben zu unterrichten – und damit Teil des katechetischen Programms der Reformation. Es geht Luther darum, dass im Gottesdienst das Wort nicht bloß als Bibelrezitation, sondern kommunikativ durch die Predigt erschlossen, vorkommt – damit alle Menschen die frohe Botschaft auch verstehen können. Und „Luther lässt keinen Zweifel daran, dass solches Wirksamwerden des Heilsereignisses am Einzelnen wirklich etwas mit Hören und Verstehen zu tun hat, dass es ihn als Person beansprucht, mit Verstand, Herz und allen Sinnen, dass es als personales Wort auf eine personale Antwort aus ist.“¹⁵

So sind die Auswirkungen der Reformation auf den Gottesdienst erheblich. Insbesondere bedeutsam dürfte sein, dass es ihr gelungen ist, gottesdienstliche Formate zu entwickeln, die für die Zeitgenossen fassbar und auf ihre Bedürfnisse angepasst waren.

¹⁴ Meyer-Blanck, Michael (2009), Liturgie und Liturgik, Göttingen, S. 37.

¹⁵ Bieritz, Karl-Heinrich (2004), Liturgik, Berlin, S. 449.

Die Erkenntnis, dass es nicht den einen Gottesdienst (oder genauer: das eine gottesdienstliche Formular) für alle Zeiten und alle Orte geben kann, ist in ihrer Bedeutung kaum zu überschätzen. Darüber hinaus ist die Herstellung eines unmissverständlichen Christusbezugs im Gottesdienst von erheblicher Wichtigkeit. „Dies geschah aber – modern gesprochen – nicht in einer allgemein doktrinären Form, sondern als Bemühen um die Förderung der Kommunikation des Evangeliums.“¹⁶

Faktisch führt dies dazu, dass Luthers Gottesdienst – modern gesprochen – milieusensibel und daher in kultureller Hinsicht nicht konkret bestimmt ist – auch und gerade, um die einfachen Menschen zu erreichen.

Wenn ein gottesdienstliches Setting die Begegnung mit Gottes Wort (also: mit Gott selbst) ermöglicht, ist es für Luther ein guter Gottesdienst. Eine festgefügte Ordnung braucht es dafür nicht zwangsläufig.

Luthers Gottesdienstverständnis ist offen – er will keine Gesetzmäßigkeit herstellen, deswegen tat er sich auch schwer mit der Formulierung eines eigenen Formulars, das schließlich 1526 als „Deutsche Messe“ veröffentlicht wurde. Luther unterscheidet darin drei Gottesdienstformen

1. Lateinische Messe (433)
2. Gottesdienst mit dem Ziel der Glaubensunterweisung für Jugend und einfache Menschen (435)
3. Einen Gottesdienst für Eingeweihte und besonders Ernsthafte (den er allerdings aus Sorge vor Sektiererei nur andeutet) (435)

Zu ihrer Formulierung habe er sich nur durchgerungen, weil es zu viel Unsicherheit im Hinblick auf die gottesdienstliche Gestaltung gegeben habe. Und offenbar auch die ein oder andere fragwürdige liturgische Erscheinung. So gäbe es denn tatsächlich Klagen „über die vielen Arten der neuen Messen [und darüber], dass ein jeder etwas Eigenes macht, etliche aus guter Absicht, etliche auch aus Vorwitz, damit sie ja auch etwas Neues aufbringen und unter den anderen hervorstechen und gute Meister seien.“ (431)

¹⁶ Grethlein, Christian (2001), Grundfragen der Liturgik. Ein Studienbuch zur zeitgemäßen Gottesdienstgestaltung, Gütersloh, S. 91f.

Luther hat demnach keinen radikalen Bruch mit der Form der römischen Messe angestrebt und diesen auch nicht vollzogen. Entscheidend ist ein fundamentaler Wandel des Verständnisses. Im Klartext:

Der Gottesdienst ist für ihn nicht mehr der Weg, um Gottes Gnade zu erwerben, sondern es ist der Ort, an dem Gott den Menschen dient.

Und heute? Wieviel Luther findet sich in unseren Gottesdiensten bzw. in unserem Gottesdienstverständnis?

Im ersten Kriterium des Evangelischen Gottesdienstbuches heißt es:

„Der Gottesdienst wird unter der Verantwortung und Beteiligung der ganzen Gemeinde gefeiert.“ (15)

Ganz eindeutig ist dabei der Bezug auf eine ekklesiale Grundeinsicht der Reformation erkennbar: dem Priestertum aller Glaubenden. Ob diesem Kriterium an jeder Stelle und immer vollständige Würdigung widerfährt, soll an dieser Stelle nicht diskutiert werden. Ebenso wenig, ob die ganze Gemeinde eigentlich bereit ist, diese Verantwortung anzunehmen. Festzuhalten bleibt aber, dass ein solches Axiom Auswirkungen auf das Verständnis derjenigen haben sollte, die einen Gottesdienst gestalten oder leiten.

Auch in anderen Kriterien des Gottesdienstbuches findet sich genuin reformatorisches Gottesdienstverständnis.

Luthers Überzeugung, dass der Gottesdienst den ganzen Menschen beansprucht, findet sich etwa im 6. Kriterium: „Liturgisches Handeln und Verhalten bezieht den ganzen Menschen ein; es äußert sich auch leibhaft und sinnlich.“ (16)

Seine Skepsis gegenüber festgefügtten Ordnungen findet sich im 2. Kriterium: „Der Gottesdienst folgt einer erkennbaren, stabilen Grundstruktur, die vielfältige Gestaltungsmöglichkeiten offen hält.“ (15)

Und wenn es im 5. Kriterium heißt: „Die Sprache darf niemanden ausgrenzen; vielmehr soll in ihr die Gemeinschaft von Männern, Frauen, Jugendlichen und Kindern sowie von unterschiedlichen Gruppierungen in der Kirche ihren angemessenen Ausdruck finden“ (16), dann erinnert das sehr an das, was Luther meint, wenn er schreibt:

„Am meisten aber geschieht es um der Einfältigen und des jungen Volkes willen, das täglich in der Schrift und Gottes Wort geübt und erzogen werden soll und muss, damit sie an die Schrift gewöhnt, in ihr geschickt, geübt und kundig werden, ihren Glauben zu vertreten und andere mit der Zeit zu lehren und das Reich Christi zu vermehren helfen. Um dieser willen muss man lesen, singen, predigen, schreiben und dichten, und wenn es hilfreich hilfreich und erforderlich wäre, wollte ich mit allen Glocken dazu läuten und mit allen Orgeln pfeifen und alles klingen lassen, was klingen kann.“ (433)

Dieser katechetische Aspekt des Gottesdienstes findet sich durchaus auch im Gottesdienst unserer Zeit wieder (wenn vielleicht auch nicht ganz so explizit).

Aber es ist wohl eine wichtige Funktion des Gottesdienstes, „tragfähige Sinndeutungen und Orientierungsangebote“¹⁷ zu geben. Der Gottesdienst „stellt das Orientierungswissen öffentlich durch symbolische Repräsentation, dramatische Inszenierung und verbindliche Interpretation dar. So belehrt er über Herkunft und Ziel der Welt, über das Verhältnis zwischen Irdischem und Göttlichem, über die Abgrenzung und den Zusammenhang von heilig und profan, rein und unrein und über die Grundregeln der Ethik.“¹⁸

Und auch die besondere Bedeutung der Predigt und die eher ritualkritische Haltung findet sich (vielleicht leider?) in unseren Gottesdiensten.

Seit einigen Jahren gibt es mit der „Laienvereinigung für den klassischen römischen Ritus in der Katholischen Kirche e.V.“ eine (von manchen prominenten Fürsprechern unterstützte) veritable Bewegung innerhalb der römisch-katholischen Kirche, die für eine Wiedereinführung des tridentinischen Messrituals (in lateinischer Sprache) eintritt und damit das vom Zweiten Vatikanischen Konzil ausgehende liturgische Modernisierungsprogramm zurückzufahren versucht. Mit dem Ziel, der „göttlichen Majestät ein[en] würdigen Kult“ darzubringen, stellt man sich gegen die vermeintlich negativen Folgen einer liturgischen Erneuerung.

¹⁷ Cornehl, Peter (2005), Theorie des Gottesdienstes – ein Prospekt, in: Wagner-Rau, Ulrike (2005, Hrsg.), „Die Welt ist voll von Liturgie“. Studien zu einer integrativen Gottesdienstpraxis, Stuttgart, S. 44-61, S. 54.

¹⁸ Ebd., S. 47.

Für Protestanten sind solche Gedanken und das aus ihnen sprechende Gottesdienstverständnis kaum nachvollziehbar. Der Bezug auf die lateinische Messe erscheint als eine Flucht vor den Herausforderungen der Gegenwart hinein in eine überästhetisierte Vergangenheit. „Die lateinische Messe wird propagiert, weil sie ein unüberbietbares kultisches Gesamtkunstwerk aus Sprache, Musik und Gebärden ist, weil ihre Performance beanspruchen kann, aus sich selbst heraus objektiv, ungeschaffen und selbstverständlich zu sein und weil sie alle Kümmerformen zeitgeistiger Synthese im großen Gestus des einzig Wahren transzendiert. Die tridentinische Messe wird gefeiert als Theophanie in wahrer Form“¹⁹ Es gibt auf evangelischer Seite eine tiefe Skepsis gegenüber einem derart ritualisierten Gottesdienstbegriff. Es ist eine protestantische Grunderwartung an die gottesdienstliche Feier, dass in ihr „die traditionellen Inhalte christlicher Lehre, wie sie mit Bibel und Bekenntnis überliefert sind, auf ethisch-religiöse Lebensfragen der Gegenwart hin ausgelegt werden, also das Evangelium sich in seiner Gegenwartsbedeutung erschließt.“²⁰ Daraus folgt als einer wesentlichen Anforderung für die Gottesdienstgestaltung: „Jeder Gottesdienst muss sich energisch um die gegenwartsbezogene Anverwandlung und Umformung der tradierten symbolischen Formen des christlichen Glaubens und vor allem um ihre ästhetisch ansprechende, professionell gekonnte Inszenierung bemühen. Es muss deutlich werden, dass das Evangelium keine autoritativ vorgegeben zu akzeptierende dogmatische Satz Wahrheit ist, sondern der Zugang zu dem in Christus gründenden, freiheitsbewussten Existenzwissen, die Eröffnung einer im Gottesverhältnis fundierten Daseinsgewissheit. Alle hermeneutisch-theologische, kommunikativ-seelsorgerliche und ästhetisch-expressive Darstellungskunst ist deshalb so in die Gestaltung eines jeden Gottesdienstes einzubringen, dass die Gottesdienstbesucher eine sie bewegende ästhetisch-religiöse Erfahrung machen und Anstöße zu ihrer religiösen Selbstfindung bekommen. Dann gelingt es, das Evangelium als

¹⁹ Klie, Thomas (2010), *Fremde Heimat Liturgie. Ästhetik gottesdienstlicher Stücke*, Stuttgart, S. 10.

²⁰ Gräß, Wilhelm (2008), *Der Gottesdienst des kirchlichen Christentums – oder was vom Kasualgottesdienst für den Sonntagsgottesdienst zu lernen wäre*, in: Fechtner, Kristian/Friedrichs, Lutz (2008, Hrsg.), *Normalfall Sonntagsgottesdienst? Gottesdienst und Sonntagskultur im Umbruch*, Stuttgart, S. 82-91, S. 84.

eine befreiende, der Begleitung Gottes gewisse, hier und heute praktizierbare Lebensdeutung zu kommunizieren.“²¹

Aus diesem Anspruch heraus resultiert die besondere protestantische Hochschätzung vor der Predigt. Die sonntägliche Kommunikation des Evangeliums vollzieht sich Sonntag für Sonntag im evangelischen Gottesdienst sehr viel stärker im Modus theologischer Argumentation als im Modus ritueller Darstellung. „Das protestantische Verbalprinzip führt bis heute mehrheitlich dazu, das liturgische Formenspiel eher als eine kommunikative Fortsetzung der Predigt mit anderen Mitteln zu verstehen. Gottesdienstlichen Gebeten werden erklärende Präfamina vorangestellt, die Gemeinde sieht sich wortreich begrüßt, ganze einzelne liturgische Rubriken werden diskursiv verflüssigt oder gleich ganz getilgt.“²² Wobei dies zweifelsohne nicht immer von Vorteil ist und letztlich auch auf einem verkürzten Verständnis des lutherischen Wort-Begriffes beruht, der sich nicht allein auf das homiletisch Hörbare bezieht, sondern auch liturgische Ansehnlichkeit beinhaltet.

Es ist ein gleichsam urprotestantisches Anliegen, Anstöße zu individueller religiöser Lebensdeutung zu geben. Schon bei Luther muss „sich die Kommunikation des Evangeliums in einer kulturellen Gemengelage [...] in Darstellung wie Rezeption als schmiegsam und flexibel erweisen.“²³ An keiner Stelle argumentiert Luther historisch mit der Altehrwürdigkeit überkommener gottesdienstlicher Teile. Bis heute gilt: „Keine liturgische Ästhetik kann und darf sich immunisieren gegen aktuelle Gefühlslagen und kulturelle Wahrnehmungen. Die produktive Teilhabe an den überlieferten Kommunikationsformen des Evangeliums wird erst dann dessen Geschichtlichkeit gerecht, wenn sie mit der umgebenden Kultur auf Augenhöhe bleibt.“²⁴ Liturgie muss immer geprägt sein von der sie umgebenden Religionskultur – diesen Umstand wahrgenommen zu haben, ist vielleicht das größte Verdienst der reformatorischen Liturgik. Es ist aber auch die Verpflichtung an uns, wiederum einen Gottesdienst zu schaffen, der seinen Teilnehmer/innen ermöglicht, was Luther wollte: dass „das Wort in Gebrauch bleibe“ und wir Gott auf diese Weise nahekommen können.

²¹ Ebd., S. 85f.

²² Klie, Thomas (2010), *Fremde Heimat Liturgie. Ästhetik gottesdienstlicher Stücke*, Stuttgart, S. 13.

²³ Ebd., S. 11.

²⁴ Klie, Thomas (2010), *Fremde Heimat Liturgie. Ästhetik gottesdienstlicher Stücke*, Stuttgart, S. 12.

1.2 Response zu: Zukunft von Gottesdienst und Liturgie

Für die Frage nach der Zukunft des Gottesdienstes ist zum einen ein Rückblick auf die reformatorischen Grundlegungen Luthers sinnvoll, wie wir sie von Dr. Reinke gehört haben; zum anderen ist auch ein Blick auf die gegenwärtige Situation hilfreich. Mit dieser werde ich in einem ersten Abschnitt beginnen, um dann Aspekte des vorangehenden Vortrags noch einmal aufzunehmen und in einem dritten Punkt daraus pointierte Vorschläge zu entfalten, die der Zukunft des Gottesdienstes dienlich sein könnten und zur Diskussion anregen sollen.

Hingewiesen sei darauf, dass ich mich tendenziell auf den Sonntagsgottesdienst konzentriere, was gegenüber Kasualien, Werktagsgottesdiensten, Freizeitgottesdiensten und weiteren keine Herabwürdigung darstellt, sondern der begrenzten Zeit einer Response geschuldet ist.

1) Die Situation

Unter der Vielzahl dessen, was gegenwärtig zum Gottesdienst gesagt werden kann, wähle ich drei Aspekte aus:

a) *Der Trend abwärts*

Es ist allgemein bekannt, dass die Zahl der Gottesdienstbesucher und -besucherinnen, die sonntagsmorgens in die Kirche kommen, sinkt. Während nach der offiziellen Statistik 1960 noch 7 % der Evangelischen im Durchschnitt teilnahmen,²⁵ waren es ebenfalls nach offizieller Zählung 2010 (wie auch gleichbleibend 2014) nur 3,5 %.²⁶ Nicht einberechnet ist mit der

²⁵ Hier nach Pollack, Detlef/Pickel, Gert/Christof, Anja (2015), Kirchenbindung und Religiosität im Zeitverlauf, in: Bedford-Strohm, Heinrich/Jung, Volker (2015, Hrsg.), Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh, S. 187-218, S. 200; mit Verweis auf Liedhegener, Antonius (2006), Macht, Moral und Mehrheiten: Der politische Katholizismus in der Bundesrepublik Deutschland und den USA seit 1960, Baden-Baden, Anhang A 2, Grunddaten zur Kirchenbindung unter Katholiken; Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Eckdaten des kirchlichen Lebens, Homepage der Deutschen Bischofskonferenz, S. 1990ff.; Evangelische Kirche in Deutschland, Statistik über Äußerungen des kirchlichen Lebens in den Gliedkirchen der EKD: Statistische Beilage zum Amtsblatt der EKD, Hannover, S. 1990ff.; Rohde, Dieter (1987), Kirchliche Statistik, in: Kirchliches Jahrbuch für die Evangelische Kirche 114, Lieferung 3/1987, Zahlen und Fakten zum kirchlichen Leben, S. 267-453, S. 433.

halbierten Prozentzahlen, dass darüber hinaus auch die Gesamtzahl aller evangelischen Gemeindeglieder gesunken ist, also auch 3,5 % weit weniger Personen sind als 1960.

Kaum trösten kann da der Sachverhalt, dass es bei den Katholiken zwar nicht in absoluten Zahlen, aber doch im Verhältnis noch schlechter aussieht; dort waren es 1960 noch 49% (1950 gar 52%), die jeden Sonntag kamen. 2010 gingen nur noch 13% zur Messe, ein Einbrechen um rund drei Viertel.²⁷ Allein die demographische Entwicklung lässt in den folgenden Jahren und Jahrzehnten einen weiteren Schwund erwarten. Soll dieser Trend abwärts sich nicht fortsetzen, ist mehr erforderlich als sich mit dem gegenwärtigen Stand und dem üblichen Vorgehen zu begnügen.

b) Der Trend aufwärts

Im Gegensatz dazu ist zugleich festzuhalten, dass die Vielfalt der Gottesdienstformen seit den siebziger Jahren deutlich zugenommen hat und neue Formate vermehrt besucht werden. Ich greife den Familiengottesdienst heraus, der seine Anfänge schon Mitte der sechziger Jahre hat²⁸ und dann stetig an Popularität gewann. Gut 20 Jahre nach dessen Etablierung zählte die EKD-Statistik im Jahr 1987 39.000 Gottesdienste in Westdeutschland.²⁹ Zehn Jahre später waren es 52.800³⁰, 2010 im Westen sogar 57.200³¹ und 2014 rund 58.500 Familien-

²⁶ EKD (2016), Die Äußerungen des kirchlichen Lebens im Jahr 2014, Tabelle 7b letzte Spalte, S. 20, abzurufen unter: https://www.ekd.de/download/kirch_leben_2014.pdf (letzter Abruf 13.3.2017).

²⁷ Hier nach Pollack, Detlef/Pickel, Gert/Christof, Anja (2015), Kirchenbindung und Religiosität im Zeitverlauf, in: Bedford-Strohm, Heinrich/Jung, Volker (2015, Hrsg.), Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh, S. 187-218, S. 200.

²⁸ Ratzmann, Wolfgang (2003), Art. „Familiengottesdienst“, in: Schmidt-Lauber, Hans-Christoph/Meyer-Blanck, Michael/Bieritz, Karl-Heinrich (2003, Hrsg.), Handbuch der Liturgik. Liturgiewissenschaft in Theologie und Praxis der Kirche, Göttingen, S. 820-831, S. 821.

²⁹ Nach EKD (2004), Gottesdienst und Abendmahl, anzurufen unter <https://www.ekd.de/statistik/46876.html> (letzter Abruf 13.3.2017).

³⁰ Genau sind es 52.760 in den westlichen Gliedkirchen. Nach EKD (2003), Statistik über die Äußerungen des kirchlichen Lebens in den Gliedkirchen der EKD im Jahr 1997. korrigiertes Ergebnis (statistischer Bericht TII 1997), Tabelle 7, S. 12.

gottesdienste.³² Es handelt sich offenbar um einen anhaltenden Trend.

Für andere Formen, wie Thomasmessen gilt seit den letzten zehn Jahren vermutlich ähnliches. Allerdings liegt hier keine Statistik vor; ebenso kann man bei Schuljahrsanfangs- und Schuljahrsendgottesdiensten in den letzten 15 Jahren auch ohne Statistik von erheblichen Zunahmen ausgehen.

Diese Formen sprechen auch besonders diejenigen an, die nur „mehrmals im Jahr“ zum Gottesdienst kommen: „Es sind vor allem die Kasualien, der Heilig-Abend-Gottesdienst (93 %) und Gottesdienste zur Einschulung, an denen man häufig teilnimmt; dazu werden nicht selten Gospelgottesdienste (22 %) und Familiengottesdienste besucht (33 %).“³³ Offenbar spielen hier familiäre, aber, wie sich bei den Gospelgottesdiensten zeigt, auch emotional-musikalische Interessen hinein.

Die besonderen Formen für spezifische Zielgruppen sind ein Impuls der letzten Jahre, der auch die anspricht, die seltener kommen, und der durchaus noch ausgebaut werden kann.

c) *Zwei gegenläufige Trends*

Besonders bei jungen Erwachsenen zwischen 20 und 29 konnte die letzte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU) zeigen, dass zwei gegenläufige Tendenzen bestehen. „Vor allem bei den

³¹ EKD (2011), Statistik über die Äußerungen des kirchlichen Lebens in den Gliedkirchen der EKD im Jahr 2010, Tabelle 7b letzte Spalte, S. 19, abzurufen unter https://www.ekd.de/download/kirch_leben_2010.pdf (letzter Abruf 13.3.2017).

³² Die Zahlen von Ost und West wurden nach dem Zusammenschluss der Nordkirche nur bis 2010 getrennt aufgeführt. Sie lassen sich jedoch mit der Annahme von gleichförmigen Entwicklungen auch bis 2014 fortschreiben: Gesamtzahl (Ost und West): 73.353 abzüglich Anhalt (482), Berlin-Brandenburg (3495), Mitteldeutschland (9006), Sachsen (2770) und den aus den Steigerungen der Nordkirche 2010 bis 2014 um 6,65 % hochgerechneten Zahlen für Pommern (1230) und Mecklenburg (1399), ergeben 14.887, macht das für die Westkirchen ohne Berlin 58.466 Familiengottesdienste – Zahlen zu 2014 nach EKD (2016), S. 19 hochgerechnete Zahlen für Pommern und Mecklenburg aus 2010 nach EKD (2011), S. 19 (selbst errechnete 6,656 % Steigerung der Nordkirche von 2010 auf 2014). Es ist darauf hinzuweisen, dass sich die Gesamtzahlen inklusive des Ostens nicht entsprechend steigern.

³³ Hermelink, Jan/Koll, Julia/Hallwaß, Anne Elise (2015), Liturgische Praxis zwischen Teilhabe und Teilnahme, in: Bedford-Strohm, Heinrich/Jung, Volker (2015, Hrsg.), Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh, S. 90-128, S. 96.

jüngeren Evangelischen lässt sich im KMU-Vergleich eine Polarisierung, also eine Zunahme des Anteils sowohl der mindestens monatlichen Kirchgänger als auch derer, die dem Gottesdienst fernbleiben, beobachten“.³⁴ Beide, sowohl die, die nie zum Gottesdienst gehen, als auch diejenigen die mindestens monatlich gehen, haben deutlich zugenommen.³⁵

Viel spricht einerseits dafür, dass die Gesamtzahlen auch aufgrund der demographischen Lage voraussichtlich weiter sinken werden; es spricht jedoch auch einiges dafür, dass die Teilnehmezahlen bei besonderen Formen und Formaten in längeren als wöchentlichen Rhythmen eher zunehmen oder sich mindestens nicht verschlechtern.

2) Anstöße des Vortrags von Dr. Reinke

Ich greife einige für mich wesentliche Punkte des vorangehenden Vortrags auf:

- a) Luther war erfolgreich. Seine wesentlichen Anliegen, was die inhaltliche Bestimmung des Gottesdienstes angeht (Stichwort „beneficium“), aber auch, was die Qualifikation der Geistlichen betrifft (Stichwort „Pastorenausbildung“), haben sich durchgesetzt.
- b) Wir haben weiter gehört, dass Luther darauf Wert legte, „Formate zu entwickeln, die für die Zeitgenossen fassbar und auf ihre Bedürfnisse angepasst waren.“³⁶ Dies hat auch über die Konfessionsgrenzen hinaus gewirkt, so dass wir heute zum Beispiel auch auf katholischer Seite weitgehend keine lateinischen Messen mehr haben. Die Rede von Anpassung an „Bedürfnisse“ kann jedoch auch auf die Sonderformate bezogen werden, die oben unter 1b) genannt wurden (zum Beispiel

³⁴ Pollack, Detlef/Pickel, Gert/Christof, Anja (2015), Kirchenbindung und Religiosität im Zeitverlauf, in: Bedford-Strohm, Heinrich/Jung, Volker (2015, Hrsg.), Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh, S. 187-218, S. 198.

³⁵ Nach der vorliegenden, abgedruckten Tabelle hat die Anzahl derjenigen, die nie zum Gottesdienst gehen, von 1992 bis 2012 um 60% zugenommen (vorher 13 jetzt 22%). Aber die Anzahl derjenigen, die einmal im Monat zum Gottesdienst gehen, hat sich von 1992 bis 2012 mehr als verdoppelt (von 13 auf 33%). Nach Pollack, Detlef/Pickel, Gert/Christof, Anja (2015), S. 199.

³⁶ Zitat aus dem Vortrag Reinkes, S. 27 in diesem Band.

„Familiengottesdienst“), hier bleibt durchaus noch Spielraum zur Frage nach weiteren Möglichkeiten.

- c) Der dritte Punkt schließt daran an, dass Luther ein „entschiedener Verfechter einer vielfältigen Gottesdienstkultur“ war.³⁷ Wie eben mit den Sonderformaten gezeigt, sind hier positive Entwicklungen im Gange. Auch hier werden wir dennoch fragen müssen, was zu tun bleibt.

Daneben hat es im Blick auf reformatorische Prozesse meines Erachtens auch Fehlentwicklungen gegeben, die zum Teil im Vortrag angedeutet wurden, von mir aber noch einmal aufgegriffen seien:

- a) Die Betonung des „Wortes“ in der Reformation hat in der Folgezeit zu einer Engführung geführt, die als Fehlinterpretation darunter (fast) nur verbal-begriffliche Ausführungen versteht. Luthers Wortverständnis mit ihrem Bezug zu Christus als Gottes Wort kann jedoch durchaus auch offener fortgeschrieben werden. Die Engführung auf Begriffe und Sätze führte in der Geschichte zu einer evangelischen Reduktion gegenüber vielfältigen Symbolen und leiblichen Formen, statt zu einer Vervielfältigung. So verschwand z.B. das Bekreuzigen und wird für katholisch gehalten, während es tatsächlich noch immer im Evangelischen Gesangbuch (im Anhang unter Luthers Morgen- bzw. Abendsegen³⁸) vorgeschlagen wird und auch vom ehemaligen Ratsvorsitzenden Huber empfohlen wurde.³⁹ Formen mit allzuviel Leiblichkeit (Tanzgottesdienste) werden belächelt, Schweigegottesdienste (Quäker) als unevangelisch empfunden usw.
- b) Trotz einzelner, andersläufiger Trends haben wir daher beim Sonntagsmorgengottesdienst heute noch weitgehend eine Monokultur: diese beginnt bei schlicht formalen Aspekten: Fast alle Gemeinden feiern sonntags zwischen 10 und 11 Uhr, haben die Orgel in der Regel als einziges Instrument, Geistliche in schwarzem Talar (statt Albe, Kasel oder anderem), Teil-

³⁷ Zitat aus dem mündlichen Vortrag Reinkes, nicht im obigen Text.

³⁸ In der Ausgabe für die Kirche im Rheinland, Westfalen und Lippe sind dies die Nummern 863 und 894.

³⁹ Vgl. die Karfreitagspredigt von Wolfgang Huber 2003 unter https://www.ekd.de/predigten/huber/030418_huber.html (letzter Abruf: 21.3.2017).

nehmende hauptsächlich ab 55, manchmal ab 70 aufwärts; der Ablauf hat sich besonders in unierten Kirchen irgendwo auf ein reduzierte lutherische Variante eingependelt, die Stimmung ist ernst und gefasst. Auch wenn die Gemeinden an ihre Individualität glauben, wirkt das von außen alles sehr gleich.

- c) Schließlich hatten wir vorangehend gehört, dass man Gottesdienste als „’Ausdruckshandlungen [verstehen kann, K.M.], in denen eine Gemeinschaft anschaulich darstellt, was sie zu innerst bewegt’ (Cornehl, 46).“⁴⁰ Dies ist leider nicht der Fall, vielmehr hat wohl auch die evangelische Individualität und Innerlichkeit dazu geführt, dass nur relativ selten so etwas wie ein Gemeinschaftsgefühl oder gar eine innere Bewegung von außen wahrgenommen werden kann. Für Außenstehende wirken unsere Gottesdienst nicht nur ernst und gefasst, sie wirken wenig gemeinschaftsfördernd und oft nahezu emotionslos.

Dies alles entspricht nicht (mehr) der reformatorischen Intention.

3) Chancen und Utopien für die Zukunft

- a) „Zukunftsmilieus“ durch zielgruppenorientierte Formate ansprechen

Angesichts dieser Lage ist ein weiterführendes, im vorangehenden Vortrag auch nur zurückhaltend geäußertes Stichwort das der „Milieus“.⁴¹ Mit der gottesdienstlichen Monokultur der Formen ist auch eine Monokultur des Adressatenkreises (inklusive ihrer öffentlichen Emotionen, Traditionen und Symbole) verbunden.

In der Soziologie sind unterschiedliche Ansätze für Milieus entworfen worden, ich greife hier das Sinus-Milieu-Modell heraus, das 10 Milieus unterscheidet.⁴² Diese sollen hier nicht alle dargestellt werden. Interessant ist, dass das Gottesdienst-

⁴⁰ Zitat aus dem Vortrag Reinkes. Dieser verweist auf Cornehl, Peter (2005), Theorie des Gottesdienstes – ein Prospekt, in: Wagner-Rau, Ulrike (2005, Hrsg.), „Die Welt ist voll von Liturgie“. Studien zu einer integrativen Gottesdienstpraxis, Stuttgart, S. 44-61, S. 46.

⁴¹ Im Reinke-Manuskript S. 9 „milieusensibel“.

⁴² Sinus-Institut, vgl. die kurze, aktuelle Zusammenfassung von 2015 unter http://www.sinus-institut.de/fileadmin/user_data/sinus-institut/Bilder/sinus-mileus-2015/2015-09-23_Sinus-Beitrag_b4p2015_slide.pdf (letzter Abruf: 13.3.2017).

milieu sich hauptsächlich aus Etablierten, Konservativen und schichtenübergreifend Traditionsverwurzelten speist,⁴³ in den neuen Kategorisierungen des Sinus-Instituts auch unter der Bezeichnung der Traditionellen, Bürgerlichen und Konservativen, was aber mehr oder minder dasselbe ist. Die Sinus-Autoren nennen für diese als typische Stichworte „festhalten“ und „bewahren“ und bemerken, dass sie tendenziell im Abnehmen begriffen sind.⁴⁴ Während das expeditiv und das adaptiv-pragmatische Milieu (Stichworte „Machen und Erleben“ und „Grenzen überwinden“) zunehmen und von den Autoren als „Zukunftsmilieus“ bezeichnet werden.⁴⁵ Bedauerlicherweise kommen diese kaum im Gottesdienst vor (in den alten Kategorisierungen „Moderne Performer“ und „Experimentalisten“)⁴⁶: Uns fehlen am Sonntagmorgen die Milieus der „Macher“, der Erlebnisfreudigen und der „Grenzen Überwindender“.

Um dies zu ändern, ist Phantasie gefragt: Stichworte wie Gottesdienste mit Pop-Charts, Motorradgottesdienste, Feinschmeckergottesdienste, Yoga-Gottesdienste, Hochseilgartengottesdienste oder aber ganz anderes auf die jeweiligen örtlichen Milieus besser Abgestimmtes könnten die Landschaft etwas beleben und vor allem ganz andere Milieus ansprechen. Das Problem dürften hier vor allem die Pastorinnen und Pastoren im Verbund mit der „schon immer“ anwesenden Gottesdienstgemeinde sein, die eher nicht diesem Milieu angehören und einfach das Alte fortschreiben (das Milieustichwort „festhalten“ drückt genau dieses aus).

⁴³ Explizit festgestellt für die katholische Bevölkerung, die evangelische dürfte davon aber kaum abweichen; MDG Medien-Dienstleistung (2010), MDG-Trendmonitor. Religiöse Kommunikation 2010, Kommentarband I: Erkenntnisse zur Situation von Kirche und Glaube sowie zur Nutzung medialer und personaler Informations- und Kommunikationsangebote der Kirche im Überblick. Ergebnisse repräsentativer Befragungen unter Katholiken sowie der Gesamtbevölkerung, München, S. 29.

⁴⁴ Vgl. Sinus-Institut, a.a.O., Veränderungen seit 2010; Folie 1: „-2“ und „-1“ bei traditionellem Milieu und bürgerlicher Mitte.

⁴⁵ „Am schnellsten wachsen die beiden Zukunftsmilieus Expeditiv und Adaptiv Pragmatische, deren Umgang mit den aktuellen Herausforderungen zukünftige Trends erkennen lässt.“ Sinus-Institut, a.a.O., Folie 1 (Kasten rechts unten), sowie Folie 3 (Kasten links).

⁴⁶ Für die katholische Bevölkerung, die evangelische dürfte davon aber kaum abweichen; MDG Medien-Dienstleistung (2010), S. 30.

b) Im Aufwand Akzente setzen

Für Kolleginnen und Kollegen, die dies schon tun, oder in ihren wöchentlichen Gottesdiensten schon vielfältige Milieus ansprechen, mag die Frage von Zeitmanagement und Strukturen schon gelöst sein. Da aber andere Kolleginnen und Kollegen den Aufwand besonderer Formen vor Augen haben, möchte ich einen Vorschlag auch auf der Ebene der Strukturen in aller Kürze entfalten, der auch die besagten zeitlichen Ressourcen berücksichtigt: Wenn denn viele Milieus relativ selten kommen, aber diejenigen mit seltenem Kirchengang auf Sozial-Familiäres und Musikalisches reagieren (oben z.B. Gospelgottesdienste), sollte dies Anstoß sein, diese Punkte weiter zu entwickeln. Meine Utopie, die auch die zeitlichen Möglichkeiten überschaubar hält, sind Monatsmodelle, in denen drei Mal im Monat ein kleines Format stattfindet in (relativ) kleinerer Runde mit Dreiminutenpredigt, freiem Gebet, Musik am Klavier oder auch von einer CD mit guter Akustikanlage und viel Zeit, sich bei einem biblischen Satz zu entspannen (der Vorbereitungsaufwand beträgt eine halbe, statt acht oder zum Teil noch deutlich mehr Stunden der Hauptamtlichen). Einmal im Monat wird jedoch zeitlich und auch finanziell investiert und zwar im Verbund mit einer präzisen Milieudressierung und eventuell regionalen Absprachen: Gemeinsam mit Feuerwehr und Countrymusik, Familien und regionalen Pop-Bands im Alter der Eltern, Jugendlichen und Rappern oder aber auch den Ehrenamtlichen der Gemeinden und deren Vorlieben, werden sorgfältig ausgearbeitete, vielleicht ganz andere Formate gemeinsam mit den Adressierten entwickelt, in denen diese Gruppen mit ihrem Gemeinschaftsgefühl, ihren Emotionen, ihren leiblichen Symbolisierungen und ihren Themen im Hören auf das und im Gespräch mit dem Wort Gottes im Zentrum stehen.

1.3 Moderation und Thesen

1. Wir müssen feststellen, dass unsere Gottesdienst-Angebote – von Ausnahmen abgesehen – nur noch einen kleinen Teil der Eingeladenen ansprechen, nämlich den bürgerlichen, konservativen und älteren Teil der Kerngemeinde. Die Quoten der Teilnahme am Gottesdienst sprechen diesbezüglich eine eindeutige Sprache. Die Sonntagsgottesdienste sind aufgrund von Sprache, Form, Liturgie, Zeit, Musik nicht ausreichend offen für andere Milieus.
2. Martin Luther hielt es für notwendig, dass die Liturgie eines Gottesdienstes der Zielgruppe angepasst sein sollte. Das wird aber in unseren Gottesdiensten zu selten umgesetzt.
3. Es gibt Beispiele gelingender Gottesdienste (im Kontext gelingenden Gemeindeaufbaus) und entsprechende Ideen. Diese sind aber in der Regel abhängig von speziellen Rahmenbedingungen (Gemeinde, Hauptamtliche, Ehrenamtliche) und deshalb nicht für andere Kontexte kopierbar.
4. Es ist notwendig, die spirituellen Bedürfnisse der Gemeindeglieder, die sich nicht zur gottesdienstlichen Kerngemeinde zählen, zu erkennen und das gottesdienstliche Handeln auch für sie zu öffnen.
5. *Ecclesia semper reformanda* bedeutet im Kontext der Krise des Sonntagsgottesdienstes:
 - **Ehrlichkeit** bei der Analyse. Hierbei sind durchaus auch ein Marketing-Blickwinkel hilfreich. Was ist unsere Botschaft? Wo stehen wir? Welche Strategien führen zu einem besseren „Ergebnis“?
 - Entwicklung **neuer Perspektiven**. Wo wollen wir hin? Das könnte auch einen schmerzhaften Abschied von Traditionen einschließen.
 - **Mut**. Aufbrüche sind immer mit Risiken behaftet. Verharren in alten Gewohnheiten aber auch.
6. Statt in die Defensive zu gehen, muss sich Kirche im Sonntagsgottesdienst in Formen, Musikgeschmack, Texten und Emotionen im Blick auf die Vielfalt des göttlichen Zuspruchs an unterschiedliche Menschen neu erproben und weiterentwickeln.



Dekan Peter Butz, Superintendent Gerhard Koepke, Prof. Dr. Karlo Meyer,
Reinhard Bingener, Dr. Steffen Schramm,
vorne: Prof. Dr. Ulrike Wagner-Rau, hinten: Dr. Stephan Reinke,
Superintendent Christian Weyer, Dekan Dr. Thomas Holtmann

Hauptreferentin: Ulrike Wagner-Rau (Marburg)
Response: Wolfgang Kraus (Saarbrücken)
Moderation und Thesen: Christian Hild (Saarbrücken)

Workshop 2

2. Zukunft der Theologie

2.1 Glaubensgewissheit und Pluralitätsbewusstsein – Reformatorische Qualitäten als Impulse für Theologie und kirchliches Handeln heute

Im Folgenden möchte ich vier Aspekte aufgreifen, die für die Entwicklung eines reformatorischen Glaubens- und Kirchenverständnisses im 16. Jahrhundert zentral waren, und bedenken, auf welche Weise sie für die heutige Orientierung von Theologie und Kirche neu zu buchstabieren wären. Die Aspekte betreffen 1. das Phänomen der gesellschaftlichen Transformationen und ihrer Auswirkungen auf das Verständnis von Kirche, 2. die Bedeutung des Subjektes, also des einzelnen Menschen in seiner Beziehung zu Gott, 3. ein Glaubensverständnis, das die Menschen existenziell angeht, und 4. ein Verhältnis zur Bibel, das wissenschaftliche Reflexion einschließt.

1) Transformationen

Die Reformation bzw. die Reformationen, wie man heute besser sagt, um der Vielfalt reformatorischer Bewegungen gerecht zu werden, gehören in den Kontext umfassender gesellschaftlicher Transformationen im 15. und 16. Jahrhundert. Religiöse Fragen spielten dabei im Zusammenhang mit politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklungen eine wichtige Rolle. Es waren Zeiten, in denen in vieler Hinsicht die Voraussetzungen für die moderne Welt geschaffen wurden. Anders als heute waren Religion und Kirche ein völlig selbstverständlicher Bestandteil des Lebens, der nur von wenigen Einzelgestalten grundsätzlich in Frage gestellt wurde. Kritik und Erneuerung der Kirche und der Theologie aber waren das Anliegen vieler.

Luther war eine zentrale Gestalt in diesem Zusammenhang, der in einer entsprechenden historischen Konstellation die Impulse und die Bestrebungen vieler genial und wirkmächtig artikulierte. Er hat nicht als einzelne Gestalt die Reformation in Gang gesetzt und bestimmt, aber seine theologischen Schriften – vor allem die Programmschriften aus dem Jahr 1520 – gaben den unterschiedlichen Reformbewegungen entscheidende Impulse.

Kirchenkritik war damals nicht davon motiviert, eine neue Kirche zu gründen oder gar die Kirche überhaupt abzuschaffen, sondern es ging um eine Erneuerung, um eine bessere Kirche.

Auch die Gegenwart ist bestimmt von umfassenden gesellschaftlichen Transformationen, die die Kirche und die Theologie zur Veränderung herausfordern. Wir erleben in diesem Zusammenhang eine Verwandlung der religiösen Landschaft in Mitteleuropa. Darauf muss sich die Kirche neu einstellen, sich eben wiederum reformieren. Anders als in früheren Zeiten hören mit den gesellschaftlichen Veränderungen der Gegenwart die Kirchlichkeit und die Identifikation mit dem christlichen Glauben in unserem Kontext auf, selbstverständlich zu sein. Es gibt unterschiedliche soziologische Ansätze, um zu erklären, warum das so ist: Man schreibt die Ursachen dafür der Individualisierung zu, die jeden Menschen zu persönlichen Entscheidungen im Blick auf seine Weltanschauung herausfordert. Man identifiziert die Ursachen in der Pluralisierung, die schon Kinder früh erfahren lässt, dass Menschen unterschiedlichen Glaubensformen anhängen oder auch religiös desinteressiert sein können. Man sieht den Einfluss der Globalisierung, die weltweite Einflüsse mit der lokalen Situation verbindet. Oder man spricht von der Säkularisierung, die mit der Modernisierung der Gesellschaften mehr oder weniger selbstverständlich einhergeht. Welcher – dieser im Einzelnen wissenschaftlich umstrittenen – Analyse auch immer man folgt: Es ist nicht zu übersehen, dass es nicht mehr selbstverständlich ist für Menschen in unserem Land, einer der Großkirchen anzugehören. Die Identifikation mit dem christlichen Glauben nimmt ebenfalls ab. Der empirisch nachgewiesene Abbruch religiöser Sozialisation lässt erwarten, dass sich diese Situation fortschreiben wird.

Die Entwicklung ist nicht völlig neu, auch wenn sie sich in den letzten Jahrzehnten beschleunigt hat und erst damit im Bewusstsein der Kirchen angekommen ist. Vielmehr gibt es in Deutschland schon seit der Aufklärung das Phänomen, dass Christlichkeit nicht mit Kirchlichkeit identisch ist. Das heißt: es gibt seither eine wachsende

Zahl von Menschen, die sich selbst als Christen verstehen, aber an der kirchlichen Praxis nur sehr punktuell teilnehmen oder auch gar nicht Mitglieder der Kirche sind. Spätestens seit dem 19. Jahrhundert ist zu beobachten, dass die Selbstverständlichkeit, zur Kirche zu gehören, allmählich zurückgeht und die Gottesdienste vor allem in den Großstädten nur von wenigen besucht werden. Erst in den letzten Jahrzehnten aber löst sich in Deutschland die bis dahin noch weitgehend selbstverständliche Übereinstimmung von Kirche und Gesellschaft vollends auf. Als Kind wusste ich auch in einer Millionenstadt wie Hamburg, dass nur zwei Mitschülerinnen in meiner Klasse nicht getauft waren, und ich wusste auch, welche das waren. Das heißt: In den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts waren Konvention und soziale Kontrolle starke Mächte, die die Kirchen stabilisierten. Das ist heute vorbei. Jeder und jede entscheidet in vieler Hinsicht selbst über die religiöse Zugehörigkeit und die je eigene Deutung der Wirklichkeit.

In dieser Situation müssen die Kirchen ihren Ort in der Gesellschaft neu finden. Vereinfacht betrachtet gibt es dafür zwei mögliche Wege: Die Kirche kann sich tendenziell nach innen wenden, die Unterscheidung von der übrigen Gesellschaft betonen, die Gemeinschaft der miteinander Vertrauten pflegen und sich darauf konzentrieren, die Traditionsbestände hüten. Organisationen, die unter Druck geraten, neigen zu einer solchen Bewegung. Die Kirche kann aber auch ihren öffentlichen Charakter betonen und danach streben, sich als einen wichtigen und inhaltlich profilierten Teil der Zivilgesellschaft zu zeigen. Damit verbunden ist auch die Aufgabe, die tragenden Überzeugungen des christlichen Glaubens so zu formulieren, dass sie nicht nur den Insidern, sondern auch Außenstehenden nachvollziehbar sind.

Genauer betrachtet sind diese beiden Orientierungen als Alternative zu plakativ. Aber tendenziell geht es hier doch um unterschiedliche Haltungen. Sucht man primär der Kirche und der christlichen Gemeinschaft Bestes, oder sucht man der Stadt Bestes? Diese Alternative verbindet sich mit unterschiedlichen Perspektiven, Haltungen und Zielsetzungen. Zwar lebt die christliche Gemeinde nicht zuletzt davon, dass Menschen sich versammeln, um im Kreis Gleichgesinnter Gottesdienst zu feiern, sich zu unterstützen und das Leben zu bedenken. Als bedeutsam für das öffentliche Leben und für das Gemeinwesen aber erweist sie sich, wenn dies kein Selbstzweck bleibt, sondern sie aufmerksam ist für die sozialen und kulturellen

Anliegen des gesellschaftlichen Umfeldes. Wenn sie sich anderen Akteuren im öffentlichen Raum als wertvoller Kooperationspartner mit eigenständigem Profil, aber ohne Dominanzansprüche erweist. Der Wiener Theologe Wilfried Engemann hat einmal in einer Predigt über das Salz der Erde (Mt 5,13) formuliert: Christinnen und Christen sollen sich als Salz in die Suppe des gesellschaftlichen Lebens fallen lassen und dort ihre Würze entfalten. Wenn sie nur unter sich bleiben, verlieren sie ihre Würzkraft. Das Salz wird dumm.¹

2) Die Bedeutung des Subjektes

Die einzelnen Christinnen und Christen im Blick auf ihren Glauben zu ermächtigen – das war einer der wesentlichen Anstöße der Reformation und auch ein Ansatzpunkt der Kritik an einer hierarchischen Kirche. In der Neuzeit hat sich dieser Anstoß zur Hochschätzung des Subjektes als Basis des gesellschaftlichen Lebens weiterentwickelt. Das Heil für den Menschen, so hatte Luther formuliert, vermittelt sich nicht über die kultische Praxis der Kirche, nicht über das priesterliche Handeln in der Eucharistie. Vielmehr erschließt sich Gott in seinem Wort dem einzelnen Menschen, dem es gesagt wird. Der Glaube ist ein Geschenk, das im Herzen des Subjektes erfahren wird. Es ist zwar – wie es für ein Geschenk charakteristisch ist – unverfügbar, wann und wie das Wort Gottes den Menschen existenziell berührt. Aber dieses ist jedenfalls nicht abhängig von der Vermittlung durch das geistliche Amt der Priester. Vielmehr hat Luther in seinen Spitzenaussagen davon gesprochen, dass jeder getaufte Christ als Priester oder Priesterin aus der Taufe springe und entsprechend auch selbst mit der Verkündigung des Evangeliums beauftragt sei.

Freilich ist diese urdemokratische Vision der Anfangszeit der Reformation im Laufe der Zeit zurückgetreten und hat wiederum einem starken Vorrang des geistlichen Amtes Platz gemacht. Die evangelischen Landeskirchen der letzten Jahrhunderte waren Pfarrerkirchen. Aber die Pfarrer wurden doch nie als die notwendigen Vermittler des Heils verstanden. Denn das Wort Gottes wird in der Gemeinde auf vielen Wegen kommuniziert. Die visionäre

¹ Engemann, Wilfried (1993), Wider die Verdummung des Salzes, in: Ders. (1993), Wider die Verdummung des Salzes. Predigten aus dem Bauch der „Dicken Marie“, Leipzig, S. 90-93.

Dimension des Priestertums aller Glaubenden ist in den evangelischen Kirchen immer erhalten geblieben, hat wiederholt Anstöße zur Kirchenreform und zur Amtskritik gegeben.

Auch die Volkskirche heute ist eine Kirche, in der Pfarrer und Pfarrerrinnen eine zentrale Position einnehmen. Für die meisten Mitglieder sind die Geistlichen so etwas wie das Gesicht der Kirche, „Kirche in Person“ (Jan Hermelink). Aber das Bild vom Pfarrberuf und die Beziehung zwischen Geistlichen und „LaiInnen“ haben sich sehr gewandelt. Die Zeiten der Pfarrherrlichkeit – in Deutschland mindestens bis in die 60er Jahre hinein vielerorts eine Realität – sind vorbei. Pfarrer und Pfarrerrinnen haben in den Augen der Kirchenmitglieder nach wie vor große Bedeutung, aber als theologisch Gebildete in einem Dialog auf Augenhöhe. Alle empirischen Studien zeigen, dass die Menschen im Blick auf ihre religiöse Überzeugung selbstständig geworden sind. Sie wollen mit dieser Überzeugung respektiert und ernst genommen werden. Auf dieser Basis sind sie interessiert an der Sichtweise der Theologie, wollen sie wissen, wie der Pfarrer oder die Pfarrerrin sich selbst positioniert und an der theologisch gebildeten Reflexion teilhaben. Theologie und Kirche haben dies in den letzten 20 bis 30 Jahren immer besser verstanden.

Ein wichtiges Feld, von dem das neue Verständnis dieser Entwicklung ausgegangen ist und in dem man es besonders deutlich beobachten kann, sind die lebensbegleitenden Gottesdienste: Taufe, Trauung, Konfirmation und Bestattung. In diesen Handlungsfeldern begegnen Pfarrer und Pfarrerrinnen zahlreichen Menschen, die sonst eher selten in Kirche und Gemeindehaus erscheinen, denen dieser Gottesdienst aus Anlass einer Lebenswende aber außerordentlich wichtig ist. Hier zeigt sich klar, ob die christlichen Glaubensüberzeugungen auch für diese Menschen plausibel werden können, die dem kirchlichen Leben und seinem Sprachspiel eher fern stehen.

Auf den ersten Blick mag es nicht selten so wirken, als ob die Menschen die religiöse Dimension des Gottesdienstes aus Anlass des lebensgeschichtlichen Ereignisses nicht ernst nähmen, als ob sie nicht wirklich verstünden, worum es geht. Das berichten zum Beispiel oft Pfarrerrinnen und Pfarrern aus den Erfahrungen ihrer Taufpraxis. Es gehe den Menschen nur um ein magisches Schutzritual, so sagen sie nicht selten. Was Taufe wirklich sei, verstünden die Eltern nicht, die ihre Kinder taufen lassen wollen. Entspricht diese Vermutung aber tatsächlich der Situation? In manchen Fällen ist sie wohl zutreffend. Nicht selten aber – wenn man genauer hinhört und der Dialog gelingt

– zeigt sich, dass viele Menschen durchaus verstehen, dass mit der Taufe komplexere Vorstellungen verbunden sind. Interviews, die zu Forschungszwecken geführt werden, offenbaren in vieler Hinsicht, dass auch kirchenferne Menschen differenziert über religiöse Fragen nachdenken.

Im Interview mit Herrn Meier z.B., einem 26-jährigen Koch mit DDR-Sozialisation, der selbst nicht getauft ist, kommt das Thema des Schutzes für das Kind direkt zur Sprache. Die Schwangerschaft und die Geburt der Tochter Emily waren mit gesundheitlichen Risiken für Mutter und Kind verbunden. Der Glaube, so wird im Gespräch deutlich, hat im Zusammenhang dieser Bedrohungen des Lebens eine wichtige Funktion, die freilich nicht so genau zu fassen ist. Herr Meier sagt: „Kirche, Glauben hin, Glauben her oder. Ich weiß nicht. Ich fühl’ mich zufriedener, wenn das Kind getauft ist und wenn wir ’ne kirchliche Hochzeit haben.“² Auf den ersten Blick scheint sich hier zu bestätigen, dass die Taufe vor allem diffuse Schutzbedürfnisse bedient. Allerdings zeigt sich im weiteren Verlauf des Interviews, dass es so einfach nicht ist. Auf die Frage, wie sich Gottes Schutz seiner Vorstellung nach zeigt, entwickelt Herr Meier Schritt für Schritt ein vielschichtiges Ineinander kindlicher Vorstellungen (die er auch selbstkritisch als kindlich identifiziert) auf der einen Seite und dem Wissen, dass solche kindlichen Überzeugungen nicht weit tragen, auf der anderen. Er weiß, dass sein Bedürfnis nach Schutz und Sicherheit für das Kind letztlich nicht befriedigt werden kann. Darum sagt er am Ende dieses Gesprächsganges: „Aber, wie soll ich sagen: Gott schützt nicht grenzenlos. Der Glaube auch nicht, der schützt auch nicht grenzenlos. Wir sind ja nicht unverwundbar. Wir schweben jetzt ja nicht auf einer Wolke oder sonst was. Oder im Glashaus. Wenn ihr [gemeint ist Emily] halt was passiert, dann passiert halt was ... Aber in dem Moment, wo was passiert, hält man sich trotzdem an dem Glauben fest ... Ich halt mich dann trotzdem an dem Glauben fest. Denn nur so geht’s ja dann weiter.“³ Herr Meier hat wenig theologische Sprach- und Deutungsmuster zur Verfügung, aber er weiß trotzdem, dass die Gewissheit des Glaubens eine andere Art des Vertrauens in das Leben meint, als es die eigene Bemühung garantieren kann, und dass solche

² Vgl. Sommer, Regina (2009), Kindertaufe – Elternverständnis und theologische Deutung, Stuttgart, S. 113-123, S. 118.

³ Ebd., S. 128f.

vertrauensvolle Gewissheit nicht identisch ist mit dem Irrglauben, dass einem im Leben nichts Böses passieren könne.

Dass die Menschen selbst wissen, was sie glauben und wie sie ihren Glauben leben wollen, muss sich auch im Verhältnis zwischen ehren- und hauptamtlich Mitarbeitenden in der Kirche bewähren. Die Hauptamtlichen haben dazugelernt im Blick auf die Anerkennung und die Unterstützung von Ehrenamtlichen. Aber es besteht meiner Beobachtung nach immer noch zu wenig Bereitschaft dazu, die Aktivität von solchen Menschen zu fördern und zu akzeptieren, die Freiraum für selbständiges Handeln wollen. Wenn die pastorale Sorge, dass etwas „Falsches“ geschehen könnte, zu groß ist, frustriert das alle, die ansonsten selbständiges Handeln und Arbeiten gewohnt sind. Zukünftig kommt aber der Förderung des Miteinanders selbständig Handelnder wachsende Bedeutung zu; denn es wird weniger Pfarrer und Pfarrerrinnen geben. Es braucht eine große Bereitschaft zur Kooperation. Das gilt innerhalb der Kirche, aber auch darüber hinaus: Es gilt vor allem für die Vernetzung des kirchlichen Handelns mit Handelnden in anderen Teilen der Gesellschaft. Kirche sollte nicht primär allein und für andere handeln, sondern mit anderen.

Als Beispiel dafür, welche tiefgreifende Veränderung das darstellen könnte, sei hier auf das Thema der Bestattungskultur verwiesen. Es ist in vieler Hinsicht typisch für den religiösen Wandel insgesamt und für die Herausforderungen an die Kirche:

Über Jahrhunderte hinweg waren Christentum und Kirche im Umfeld von Sterben, Tod und Trauer dominante Akteure. Die Pfarrer waren besonders seit dem 19. Jahrhundert gewissermaßen die „natürlichen“ Ansprechpartner in diesem Zusammenhang. In kaum einem anderen Feld der kirchlichen Praxis spiegelte sich die weitgehende Identität von Christentum und Gesellschaft so deutlich wider wie im Kontext der Sterbekultur. – Diese dominante Stellung der kirchlichen Akteure im Zusammenhang des Abschieds von den Toten ist aber in den letzten Jahrzehnten mit einer nicht unbeträchtlichen Geschwindigkeit erodiert.

Die Kirchen und die Pfarrer und Pfarrerrinnen tun sich nach wie vor nicht leicht damit, diesen Verlust der Dominanz zu realisieren und zu verarbeiten. Dies erfordert ja einen Wandel in der grundlegenden Haltung: Man muss anerkennen, dass man vom wichtigsten Akteur zunehmend zum Mitspieler in einem kooperativ organisierten und gestalteten Vollzug geworden ist. Denn zentral sind nicht

mehr die kirchlichen Akteure, sondern der Bestatter oder die Bestatterin. Diese sind es, die das Gesamtgeschehen organisieren und in vieler Hinsicht gestalten. Konkret zeigt sich das zum Beispiel darin, dass auch Kirchenmitglieder zunehmend ohne kirchliche Beteiligung bestattet werden. – Heute werden die Pfarrerinnen und Pfarrer nur in den Abschied von Toten mit einbezogen, wenn sie zu den anderen Beteiligten einen guten und von wechselseitiger Anerkennung geprägten Kontakt pflegen. Das heißt konkret: Sie müssen Beziehungen unterhalten zu Pflegediensten und Bestattungsinstituten, zu Ärzten und Senioreneinrichtungen, zu Hospizen und Initiativen, die sich im Umfeld des Todes engagieren. Auch diese beschäftigen sich mit der spirituellen und der menschlichen Seite des Sterbens. Zwar bleiben Pfarrer und Pfarrerinnen die Vertreter einer charakteristischen christlichen Deutung und eines spezifischen Umgangs mit der Wirklichkeit des Todes. Aber der Kontext, in dem sie diese zur Geltung bringen, hat sich verändert.

Nicht zuletzt: Die trauernden Angehörigen selbst wollen oft einbezogen werden in die Gestaltung des Gottesdienstes. Sie haben eigene Vorstellungen, wollen gehört und respektiert werden. Auch hier entsteht ein Komplex vielfältiger Konflikte, aber ebenso völlig neuer und interessanter Gesprächsmöglichkeiten. Denn Tod und Sterben, so hat es die letzte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung ergeben, werden von den meisten Kirchenmitgliedern als ein Thema angesehen, in dessen Umfeld religiöse Fragen für sie eine große Rolle spielen.

3) Ein Glaubensverständnis, das die Menschen existenziell angeht

Besonders im Blick auf das Glaubensverständnis hat die reformatorische Theologie Zeichen gesetzt: Damals gelang es, biblisch-theologische Grundaussagen so zur Sprache zu bringen, dass die Menschen davon überzeugt waren, es werde etwas formuliert, was ihnen am Herzen lag. Sie fanden Antworten auf Fragen, die sie elementar beschäftigten. Besonders der Name Martin Luthers ist mit einer solchen theologischen und religiösen Sprachfähigkeit verbunden. Was wir heute die Rechtfertigungslehre nennen, bezeichnet die Formulierung seiner zentralen theologischen Einsicht: Kein Mensch, so war das Ergebnis seines Ringens um ein sündloses Leben, kann dem Gesetz Gottes so folgen, dass er Erlösung verdient. Vielmehr

leuchtet in der Tiefe dieser Einsicht das Evangelium auf als eine voraussetzungslose Zusage, als ein Geschenk – denn das bedeutet Gnade – Gottes. Allerdings wird die Intention Luthers verkürzt, wenn man seine Glaubenseinsicht vereinfacht zu der Aussage: Gott liebt alle Menschen. Du bist angenommen so, wie du bist. Das ist nicht völlig falsch, aber doch eine Verharmlosung, die die Aussage banal und damit uninteressant macht. Das Beanspruchende des existenziellen Ringens Luthers geht in dieser Formulierung verloren. Denn gemeint ist eigentlich: Du bist angenommen, *obwohl* du so bist, wie du bist. Wenn man die Abgründigkeit – oder, wie Luther es gesagt hat: die *cruces et passiones* (die Kreuze und die Leiden) – im Hintergrund der Glaubenserfahrung verschweigt, verliert diese ihre Relevanz. Sie wird zu einer allzu schlichten Behauptung, die die immer auch vorhandene Finsternis im Leben der Menschen nicht ernst nimmt. Die Rede Luthers von Gott war ausgesprochen spannungsvoll: Gott zeigt sich in Jesus Christus, aber er bleibt auch verborgen. Er ist den Menschen zugewandt, ihnen aber ebenso entzogen. Luthers Theologie bleibt nicht an der Oberfläche, sondern nimmt die Fragen auf, die den Menschen seiner Zeit zusetzten.

Luthers Auseinandersetzung mit dem Thema der Sünde, der Angst vor der Verdammung ist heute allerdings eher fremd. Angst macht sich im Leben der Menschen an anderen Themen fest: Sie fragen sich: Was bin ich wert? Wie perfekt muss ich sein, um Anerkennung zu finden? Was muss ich schaffen, und wie muss ich sein, um zu meinem Leben ja sagen zu können? Was Luther Sünde genannt hat, zeigt sich oft als Scham über das Scheitern an den eigenen Idealen. Das Thema der Angst vor der Verdammung hat sich verwandelt in die Angst vor der Sinn- und Bedeutungslosigkeit des Lebens.

Der Theologe Paul Tillich hat ähnliche Fragen in seiner Theologie aufgenommen: Er spricht von Gott als dem, was mich unbedingt angeht, bzw. von Gott als dem Grund und Abgrund des Lebens. Er meint: Mit der Rede von Gott verbinden wir das, was unser Leben im Letzten trägt, was die Basis und der Keimgrund des Vertrauens ist, aus dem heraus wir leben und jeden Morgen den Mut finden, in den Tag hineinzugehen. Aber mit dem Wort „Gott“ ist auch ein Geheimnis angesprochen, dessen unbedingter Anspruch und dessen Verborgenheit einen schauern lassen kann. Als Geheimnis geht Gott in nichts Bekanntem letztlich auf, sondern bleibt rätselhaft und fremd.

In einer seiner „Religiösen Reden“ hat Tillich die Ambivalenz in der Lebenserfahrung und damit auch im Bild Gottes unter dem Titel

„Von der Tiefe“ entfaltet. Zunächst spricht er davon, dass es im Leben in vieler Hinsicht darum gehe, unter und hinter die Oberflächlichkeit zu kommen. Er sagt in diesem Zusammenhang: „Unsere Ohren sind ebenso taub für die Schreie aus der sozialen Tiefe wie für die Rufe aus der Tiefe unserer Seele. Wir lassen die blutenden Opfer unseres gesellschaftlichen Systems allein, ohne auf ihre Hilferufe im Lärm des Alltagslebens zu hören – ebenso wie wir es mit unserer gequälten Seele tun.“⁴

In der Tiefe also begegnet der Mensch den eigenen Grenzen und Verletzungen. Der Erfahrung des Scheiterns an den eigenen Ansprüchen. Dem Abgrund der eigenen Endlichkeit. Tillich plädiert dafür, sich auch den schwierigen Erfahrungen des Menschseins zu stellen, in denen Verzweigung, Finsternis, Scheitern und Schuld ihren Ort haben. Der Mut dazu, so sagt er, erwachse daraus, dass in der Tiefe letztlich nicht Tod, Vernichtung und Schrecken auf uns warten, sondern Gott.

Und darum beendet er seine Predigt damit, dass er vom Vertrauen spricht. In der letzten Tiefe des Lebens, so sagt er, erfahren wir Gott. Dort erwartet uns die Freude, „die Ewigkeit in sich hat, die Hoffnung, die nicht zerstört werden kann und die Wahrheit, auf die Leben und Tod gegründet sind.“⁵ Das Vertrauen, das sich hier ausdrückt, ist entschieden, aber es ist nicht naiv. Es ist durch die dunklen Seiten des Lebens hindurchgegangen. Es fällt zu als eine Gewissheit, die auf dem Grund der Angst, der Trauer, der Schuld und des Scheiterns zu finden ist.

So vom Leben und von Gott zu reden, scheint mir wichtig in einer Gesellschaft, in der die Maxime, Erfolg zu haben, etwas aus sich zu machen, fit zu sein, immer initiativ und selbständig, einen so hohen Stellenwert hat wie in der unseren. Es zeigt sich ja in vieler Hinsicht, dass solche Ideale mit der Realität nicht übereinzubringen sind. Auch wer sehr gesund lebt, kann krank werden. Auch kluge und tüchtige Menschen verlieren ihre Arbeit. Auch verantwortungsvolle Menschen scheitern an ihrer Ehe. Auch liebevolle Menschen verletzen unter Umständen ihre Nächsten. All diese dunklen Erfahrungen können nur um einen hohen Preis verleugnet werden. Der Soziologe Alain Ehrenberg sieht hier einen wesentlichen Grund für das

⁴ Tillich, Paul (1987), Von der Tiefe, in: Ders. (1987), Religiöse Reden, Berlin/New York, S. 51-61, S. 56.

⁵ Ebd. S. 51-61, S. 61.

Anwachsen von Depressionen in der Gegenwart. Die Gesellschaft, so schreibt er, habe über dem Glauben, alles sei jedem möglich, die Unbeherrschbarkeit des Lebens aus dem Auge verloren, die zur *conditio humana* unabdingbar dazugehöre.⁶ Wenn man dem Individuum zumute, in nicht nachlassender Initiative den unendlichen Möglichkeitsraum modernen Lebens zu gestalten, übersehe man Entscheidendes. Denn der Mensch müsse damit rechnen, an die Grenzen seines Geistes und seiner körperlichen Möglichkeiten zu stoßen. Mit dieser Einsicht steht Ehrenberg einem theologischen Menschenbild nicht fern, für das das Unbeherrschbare im menschlichen Leben unausweichlich ist und das deshalb den Blick auf die Schwäche und das Leiden der Menschen nicht ausblendet.

Ich glaube, für diese Seite des Menschlichen einen Raum offen zu halten, ist eine sehr wichtige Aufgabe der Kirche. Hier soll man es wissen, sagen und entsprechend handeln: Man kann von Menschen viel erwarten und erhoffen, aber sie haben ebenso ihre Grenzen. Sie werden schwach und krank. Sie sind sterblich. Sie leisten Wunderbares, aber auch das Schreckliche, was sie tun, gehört zu ihnen. Es glückt ihnen vieles, aber sie scheitern eben auch, werden schuldig, schämen sich angesichts ihres Versagens. Diesen beiden Seiten des Menschseins Raum zu geben, das wäre die Aufgabe einer Kirche, die einem heutigen Ausbuchstabieren der Rechtfertigungslehre entspricht. Die Kirche ist ihrer theologischen Bestimmung nach ein Ort, an dem die Menschen ermutigt werden, ihre Stärke zu nutzen und ihre Schwäche anzunehmen. Wir sollten uns wechselseitig darin stärken, dieser Ambivalenz nicht auszuweichen in dem Vertrauen, dass wir im letzten Grund der Tiefe dennoch bewahrt sind.

4) Ein Verhältnis zur Bibel, das wissenschaftliche Reflexion einschließt

Für Martin Luther war der Rückgriff auf die biblischen Aussagen das Kriterium, an dem er seine Theologie ausrichtete. Allerdings sah er nicht jedes Wort der biblischen Texte als göttlich inspiriert an, wie es später in der lutherischen Orthodoxie vertreten wurde. Vielmehr hatte Luther einerseits eine sehr enge Bindung an die Bibel, die sich seiner Meinung nach klar und verständlich für jeden Lesenden selbst

⁶ Vgl. Ehrenberg, Alain (2008), *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*, Frankfurt/Main, S. 305f.

auslegt. Und andererseits pflegte er zugleich einen freien Umgang mit der Schrift: Jeder und jede konnte sie seiner Meinung nach selbst lesen und verstehen. Er selbst hat sich die Freiheit dazu genommen, die biblischen Texte von seiner theologischen Grundeinsicht her zu interpretieren und auch zu übersetzen. Entsprechend hat er auch verschiedene Teile der Bibel in unterschiedlichem Maß wertgeschätzt. Mit diesem Ansatz einer freien Lesart der Bibel hat er den Spalt einer Tür geöffnet, die dann in Folge der Aufklärung noch einmal in ganz anderer Weise aufgestoßen wurde: Es entwickelte sich ein kritisch-wissenschaftliches Bibellesen, das die Bibel als eine Sammlung von vielen, in sehr unterschiedlichen Zusammenhängen entstandenen Texten verstehen lehrte. Man entdeckte die Bibel als ein von vielen Menschen und Gruppen über Hunderte von Jahren gesammeltes und geschriebenes Buch, in dem unterschiedliche, teils auch widersprüchliche Theologien stecken. Damit entstand eine Spannung, die für ein modernes und gebildetes Verhältnis zur Bibel konstitutiv ist: Einerseits ist dies ein Buch, das historisch gewachsen ist und immer wieder auf unterschiedliche Weise verstanden und ausgelegt wurde. Andererseits ist die Bibel ein Buch, das Menschen durch die Jahrhunderte hindurch elementar wichtig gewesen ist und anhaltende Geltung hat als wesentliche Quelle christlichen Lebens und Glaubens. Diese Spannung zwischen der Einsicht in die geschichtliche Bindung der biblischen Texte einerseits und ihrem Anspruch auf Geltung für unser Leben heute andererseits hat zwei Folgen: Sie macht das Bibellesen frei. Und sie macht das Bibellesen voraussetzungsvoll.

Damit will ich sagen: Die Bibel sagt uns nicht im Einzelnen, wie wir leben sollen. Aber deshalb ist sie nicht unwichtig. Im Gegenteil: Sie ist eine Autorität in dem Sinne, dass sie sich im Laufe der Geschichte als inspirierende Kraft für den Glauben von einzelnen Menschen und Gruppen erwiesen hat und erweist. Immer wieder beginnen Texte der Bibel, unter Umständen auch solche, die lange kaum beachtet oder als schwierig angesehen werden, so zu sprechen, dass die Menschen sich dadurch geleitet, getragen und ermutigt fühlen. Das ist so im Leben Einzelner, denen in einer besonderen Lebenssituation plötzlich ein Bibelvers geradezu entgegenspringt, als wäre er zu ihnen gesagt. Das kann aber ebenso im Zusammenhang großer gesellschaftlicher Bewegungen so sein, so z.B. in den Montagsgottesdiensten der friedlichen Revolution im Jahr 1989.

Das Wissen über das geschichtliche Gewordensein der Texte heißt auch: Wir müssen nicht mit jedem Text etwas anfangen können. Wir

wissen um die Vielfalt der Auslegungen und ihre jeweilige historische Bedingtheit. Das heißt: Keiner dieser Texte darf verabsolutiert werden. Intellektuelle Redlichkeit erlaubt keinen „Schriftbeweis“ anhand einzelner Bibelstellen, um unsere Überzeugungen und Handlungsweisen zu legitimieren. Immer geht es darum, den einzelnen Text im Zusammenhang zu lesen und ihn für die Gegenwart hermeneutisch zu erschließen. Wir haben damit Freiheit im Umgang mit der Schrift. Sie ist uns heilig in dem Sinn, dass sie die inspirierende Quelle der Wirklichkeitsdeutung ist, von der her wir unser Leben verstehen. Sie ist uns nicht heilig in einem biblizistischen oder gar fundamentalistischen Sinn, der jedes Wort als bindend und für unverrückbar wahr hält.

Ein solches gebildetes Verständnis der heiligen Texte, das jedem Fundamentalismus widerspricht, ist gerade in der Gegenwart wichtig. Denn nur mit ihm gibt es religiöse Toleranz und Respekt vor den Andersdenkenden und -glaubenden. Solche Fähigkeit zur Pluralität ist ein Spezifikum der Ausprägung des evangelischen Glaubens, wie er in der Tradition Luthers, durch die Gräueltaten der Religionskriege hindurch und schließlich durch die Einflüsse der Aufklärung im modernen Protestantismus gewachsen ist. Sie ist das Kennzeichen einer weltoffenen Glaubensüberzeugung, in der religiöse Bindung und wissenschaftliches Denken sich nicht ausschließen. Hier zeigt sich auch eine Notwendigkeit für die Theologie heute: Die Aufmerksamkeit für und die Kenntnisse im Blick auf die anderen Weltreligionen müssen wachsen. Der Dialog und die Begegnung zwischen den Religionen auf allen Ebenen der wissenschaftlichen Theologie und der kirchlichen Praxis sollten mehr Raum bekommen. Der Vorstoß der Berliner Theologischen Fakultät, eine Fakultät für die verschiedenen Theologien von Judentum, Christentum und Islam werden zu wollen, scheint mir in die richtige Richtung zu weisen.

In den Zusammenhang der religiösen Pluralität gehört auch, dass Menschen sich mit ihren Anfragen an eine religiöse Sicht auf die Wirklichkeit in und von der Kirche ernst genommen fühlen wollen. Schon lange gilt wohl, dass das kirchlich vertraute christlich-religiöse Sprachspiel und die entsprechende Gedankenwelt von weiten Kreisen der Kirchenmitglieder oft weniger geteilt als hingegenommen worden sind. Spätestens seit dem Ende der 1960er Jahre aber, in einer Gesellschaft, die die Soziologie „Wissengesellschaft“ nennt und in der die Mehrzahl der Menschen gut gebildet ist, kommen die Fragen und Irritationen in der Breite der Kirchen an. Jede Glaubensüberzeugung wird hinterfragt und bezweifelt. Es ist selbstverständlich,

dass auch religiöse Menschen nicht alle auf die gleiche Weise glauben. Niemand kann sich diesem Wissen verschließen. Wir alle haben auch Zweifel und Fragen in uns. Glaube ist zu einer Option geworden, so der Soziologe Hans Joas.⁷ Wer sich dafür entscheidet, für den ist damit subjektiv eine höchst bedeutsame Gewissheit verbunden. Aber gleichzeitig ist man sich auch einer gewissen Zufälligkeit dieser Wahl bewusst, und man geht selbstverständlich davon aus, dass neben der eigenen Überzeugung auch andere Weltansichten existieren.

Insofern ist es wichtig, dass Zweifel, Fragen und Unsicherheit im Blick auf den Glauben in der Kommunikation der Kirche nicht verschwiegen werden. Johann Hinrich Claussen, der Kulturbeauftragte der EKD, hat vor kurzem in einem Zeitungsartikel über die Charakteristik eines aufgeklärten Protestantismus mutig und auch provokativ Folgendes geschrieben: Für den modernen deutschen Protestantismus sei der Glaube „kein fester Besitz, kein stets sicher gegebener ‚Kirchenschatz‘, sondern allein im Modus des je eigenen Fragens und Sehnsens gegenwärtig. Auch auf solchen unsicheren Glauben kann man eine Gemeinde gründen.“⁸

Diese Sätze entsprechen der reformatorischen Vorstellung, dass die Kirche keine Heilsanstalt ist, sondern eine Gemeinschaft, in der das Evangelium kommuniziert wird in Wort, Sakrament und Liebestat. Sie lebt vom freien Austausch der Christinnen und Christen untereinander über ihr Verständnis ihres Glaubens. Sie hofft darauf, dass sich in diesem Austausch immer neu realisiert, was wir das „Wort Gottes“ nennen: die Erfahrung einer Gewissheit, die dem Leben Grund, Sinn und Zukunft gibt.

⁷ Vgl. Joas, Hans (2012), Glaube als Option, Freiburg.

⁸ Claussen, Johann Hinrich (2016), Ein letztes Fest?, Publik Forum Heft 8/2016, S. 26f, hier 27.

2.2 Response zu: Zukunft von Theologie

Ein Fesselballon schwebt über einem Kornfeld. Der Ballonfahrer hat sich verfahren. Er fragt einen Fußgänger unten: Wo bin ich? Der antwortet: Über einem Kornfeld. Der Ballonfahrer denkt: Das war bestimmt ein Theologe: Die Antwort kam prompt, sie war richtig, du kannst nichts damit anfangen.

Thies Gundlach, der Vizepräsident der EKD, stellt in einem Artikel in *Zeitzeichen* fest: Die akademische Theologie verschleife das Reformationsjubiläum. Tut sie es wirklich oder ist Thies Gundlach nur nicht einverstanden mit den Ansichten von F.-W. Graf und U. Körtner, die er in dem Artikel zitiert?

Frau Wagner-Rau hat ihr Referat zur Zukunft der Theologie unter die Überschrift gestellt: Reformatorische Qualitäten als Impulse für die Kirche heute.

Sie erwähnt darin vier Aspekte, „die für die Entwicklung eines reformatorischen Glaubens- und Kirchenverständnisses im 16. Jahrhundert zentral waren,“ und fragt dann, wie diese Aspekte heute durchzubuchstabieren wären.

1. Das Phänomen der gesellschaftlichen Transformation und ihrer Auswirkung auf das Verständnis der Kirche,
2. die Bedeutung des Subjektes, also des einzelnen Menschen in seiner Beziehung zu Gott,
3. ein Glaubensverständnis, das die Menschen existenziell angeht,
4. ein Verhältnis zur Bibel, das wissenschaftliche Reflexion einschließt.

Zu 1) Transformationen

Hier stellt die Referentin fest, dass die Reformationsbewegungen des 16. Jahrhunderts „in den Kontext umfassender gesellschaftlicher Transformationen“ gehören. „Religiöse Fragen spielten dabei im Zusammenhang mit politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklungen eine wichtige Rolle.“ Die Kritik und der Wunsch nach Erneuerung von Kirche und Theologie wurden von vielen Menschen geteilt. Luther war „eine zentrale Gestalt“ in diesem Kontext. Er artikuliert „genial“, was viele wünschten.

In der Gegenwart erleben wir ebenfalls einen umfassenden Wandel. Ursachen dafür liegen in der Individualisierung (jeder entscheidet für

sich), in der Pluralisierung (keiner kann mehr für sich allein meinen, die Wahrheit zu besitzen), in der Globalisierung (weltweite Einflüsse prägen unser Leben), in der Säkularisierung (die modernen Gesellschaften sind säkular geprägt, Kirchenzugehörigkeit kann nicht mehr vorausgesetzt werden).

Diese Entwicklung begann mit der Aufklärung in Europa – speziell in Deutschland. Sie verstärkte sich im 19. Jahrhundert. Die Einheit von Kirche und Gesellschaft löste sich zunehmend auf. Das ist inzwischen Alltag. Konventionen, die noch bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts Einfluss hatten, verlieren an Bedeutung. Soziale Kontrolle schwindet.

Worin besteht die Aufgabe der Kirche in dieser Situation? Soll sie sich eher nach innen orientieren oder sich öffnen? Öffentliche Theologie?

Soll sie Traditionsbestände hüten oder eher „ihren öffentlichen Charakter betonen und danach streben, als ein wichtiger und inhaltlich profilierter Teil der Zivilgesellschaft Anerkennung zu finden“?

Hier plädierte die Referentin entschieden für die zweite Alternative – Kirche als Kooperationspartner der Gesellschaft, aber „mit eigenständigem Profil“, „ohne Dominanzansprüche“.

Ich kann die Alternative nicht wirklich erkennen. Für mich gehört beides komplementär zusammen. Die Frage ist, worauf wird der Schwerpunkt gelegt? Und hier ist meine Erfahrung bei aller öffentlichen Anerkennung: Die Gemeinden brauchen Theologie. Der Bedarf nach „fester theologischer Speise“ in den Gemeinden ist hoch.

Nicht umsonst gibt es Senior-Studierende, die regelmäßig und gern die Vorlesungen an unserer Einrichtung besuchen.

Zu 2) Die Bedeutung des Subjektes

Ein wesentlicher Aspekt der Reformation bestand darin, den Einzelnen – ohne kircheninstanzliche Vermittlung – zum Glauben zu ermächtigen. Die „Hochschätzung des Subjektes als Basis des gesellschaftlichen Lebens“ hat sich in der Folgezeit konsequent weiter fortgesetzt. Und das ist gut so. Einer „Vermittlung“ der Beziehung zu Gott „durch das geistliche Amt der Priester“ bedarf es nicht. Dennoch wurden auch die evangelischen Landeskirchen lange Zeit von der Vorherrschaft der Pfarrer – und später auch der Pfarrerrinnen – geprägt.

Solange die Geistlichen „so etwas wie das Gesicht der Kirche“ sind, ist das auch in Ordnung. Aber nur, wenn die sogenannten LaiInnen in ihrer Bedeutung zugleich sichtbar und erkennbar bleiben.

Das knüpft an das an, was ich oben sagte: selbstbewusste „LaiInnen“ brauchen gute Theologie.

Die Referentin sprach von den „lebensbegleitenden Gottesdienste[n]: Taufe, Trauung, Konfirmation und Bestattung“, die in unserer Zeit immer wichtiger werden.

Während Rudolf Bohren in den 60er Jahren die sogenannten Kasualien als „missionarische Gelegenheit“ entschieden ablehnte und gar zum Kasualstreik aufrief, plädierte die Referentin dafür, die Menschen, die Taufe, Trauung, Konfirmation oder Bestattung begehren, ernst zu nehmen.

Das Miteinander von sogenannten Haupt- und Ehrenamtlichen bedarf in unserer Phase der Entwicklung der Kirche des intensiven Nachdenkens.

Welche Aufgabe hat hier die Theologie? Ich finde, sie kann dazu beitragen, sowohl Ehren- als auch Hauptamtliche sie selbst werden zu lassen – je an ihrem unterschiedlichen Ort. Jeder tut, was er an seinem Ort zu tun hat. Die gegenseitige Wertschätzung gehört als Grundlage dazu.

Ob es nur daran mangelt, dass „die Kirchen und die Pfarrer und Pfarrerinnen“ sich schwer tun, ihren „Verlust der Dominanz zu realisieren und zu verarbeiten“, möchte ich bezweifeln. Es ist meines Erachtens ein Mangel an theologischer Kompetenz: 1Kor 12 und 14 könnten mit dem Bild des Leibes ein Modell abgeben, welches das Miteinander und Zueinander derer, die in der Kirche mittun, prägen könnte. „Mitspielende in einem kooperativen Prozess“ – das gilt für alle Akteure.

Zu 3) Ein Glaubensverständnis, das die Menschen existenziell angeht

Den Reformatoren gelang es, „biblisch-theologische Grundaussagen so zur Sprache zu bringen, dass die Menschen davon überzeugt waren, es werde etwas formuliert, was ihnen am Herzen lag.“ Die „Sprachfähigkeit“ der Reformatoren war hoch. Sie verstanden es, den Glauben so zu formulieren, dass die Menschen merkten: das geht mich an.

Wir schaffen es heute oftmals nicht, das zur Sprache zu bringen, was die Menschen umtreibt. Das Ergebnis sind theologische Hülsen. Jesus ist für uns gestorben und auferstanden – wer versteht das? Wie versteht er das? Hier müssen Antworten gefunden werden, die der theologischen Tradition gerecht werden und zugleich dem heutigen Menschen Rechnung tragen.

Unsere Fragen haben sich vielleicht verschoben, aber noch immer geht es um die grundlegenden Aspekte: wo komme ich her, wo gehe ich hin, was darf ich hoffen?

„Gott“ bleibt dabei „auch ein Geheimnis“, dessen ich nicht habhaft werden kann. „Als Geheimnis geht Gott in nichts Bekanntem letztlich auf, sondern bleibt rätselhaft und fremd.“

Die Theologie kann hier deutlich machen, dass wir das Geheimnis des Lebens nicht in der Hand haben und auch nicht in die Hand bekommen. Sich der Begrenztheit bewusst zu werden und diese positiv zu akzeptieren, kann das Leben erleichtern. „Gott macht aus eingebildeten Göttern wirkliche Menschen“ – sagte Martin Luther.

Zu 4) Ein Verhältnis zur Bibel, das wissenschaftliche Reflexion einschließt

Martin Luther war nicht der erste historisch-kritische Theologe. Aber er hat die Tür aufgetan, nicht mehr fundamentalistisch oder – was für mich noch wichtiger ist – nicht mehr biblizistisch zu argumentieren.

Hier gibt es allerdings sowohl in der Ausbildung der TheologInnen als auch in der Bildung der Gemeinden noch viel nachzuholen.

Die Frage der Hermeneutik, des Umsetzens der biblischen Überlieferung aus einer früheren Zeit in die Gegenwart ist vielfach unterentwickelt.

Frauenordination war mal ein Thema, Judenmission, Theologie der Religionen. Die Frage nach dem Umgang mit der sexuellen Orientierung ist für viele Gemeindeglieder noch nicht gelöst – weil ihnen die theologischen Argumente fehlen.

Ja, es steht dies und das in der Bibel. Wie gewichten wir? – Das ist die Frage. Und warum gewichten wir so und nicht anders? Diese Art des Umgangs mit der religiösen Tradition ist meines Erachtens unabdingbar für ein künftiges friedliches Zusammenleben unterschiedlicher Religionen in unserem Land. Aber wir müssen bei uns anfangen und dürfen erst dann Forderungen an andere aufstellen.

Ein Ziel wäre, deutlich zu machen, dass „religiöser Glaube und wissenschaftliches Denken sich nicht ausschließen“.

Karl Barth hat 1934, als er seinen Lehrstuhl in Bonn aus politischen Gründen verlassen musste, als künftige Aufgabe formuliert: Exegese, Exegese, Exegese.

Ich sage: Exegese ja, und zwar hermeneutisch reflektiert.

2.3 Moderation und Thesen

Diese Thesen orientierten sich an der Gliederung von Hauptreferat und Response mit vier Aspekten, „die für die Entwicklung eines reformatorischen Glaubens- und Kirchenverständnisses im 16. Jahrhundert zentral waren“, und den diesbezüglichen Überlegungen, „auf welche Weise sie in der heutigen Situation der Kirche neu zu buchstabieren wären“ (Wagner-Rau):

1. Das Phänomen der gesellschaftlichen Transformation und ihrer Auswirkung auf das Verständnis von Kirche.
2. Die Bedeutung des Subjektes, also des einzelnen Menschen in seiner Beziehung zu Gott.
3. Ein Glaubensverständnis, das die Menschen existenziell angeht.
4. Ein Verhältnis zur Bibel, das wissenschaftliche Reflexion einschließt.

Thesen:

Zu 1)

In der gegenwärtigen gesellschaftlichen Gemengelage von Individualisierung, Pluralisierung, Globalisierung und Säkularisierung brauchen sowohl die kirchlichen Amtsträger als auch die Gemeindemitglieder eine „feste theologische Speise“ (Kraus), um als Dialog- und Kooperationspartner im öffentlichen Raum einen ihr Profil stärkenden Sockel zu haben.

Zu 2)

Kirche sollte nicht primär allein für, sondern mit anderen Menschen handeln, die selbst wissen, was sie glauben und wie sie ihren Glauben leben wollen. Eine stärkere Besinnung auf das Paulinische Bild des

einen Leibes mit den vielen Gliedern (1Kor 12) kann dabei eine theologische Erdung darstellen.

Zu 3)

Eine wichtige Aufgabe der Kirche, die einem heutigen Ausbuchstabieren der Rechtfertigungslehre entspricht, ist es, sowohl die Stärken als auch die Schwächen von Menschen anzuerkennen und zu nutzen.

Zu 4)

Freiheit im Umgang mit der Heiligen Schrift impliziert, dass Kirche die religiöse Sicht von Menschen auf die Wirklichkeit akzeptieren muss; demnach dürfen Zweifel und Unsicherheit bezüglich des Glaubens in der kirchlichen Kommunikation nicht verschwiegen werden.

Hauptreferent: Reinhard Bingener, „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ (Frankfurt – Hannover)

Response: Christian Neddens (Saarbrücken)

Moderation und Thesen: Thomas Holtmann (Homburg/Saar)

Workshop 3

3. Zukunft von Gestalt und Kultur der Kirche

3.1 Thesen zur Zukunft von Gestalt und Kultur der Kirche

- 1) Die evangelische Kirche steht aufgrund von Austritten und Demographie vor einem finanziellen Einbruch, der einer kirchengeschichtlichen Zäsur gleichkommen wird. Viele vorhandene Strukturen werden dadurch zur Disposition gestellt werden.
- 2) Verschärft wird diese Krise dadurch, dass durch ein weiteres Absinken des kirchlich gebundenen Bevölkerungsanteils auch die Akzeptanz der derzeit für die Kirchen günstigen staatskirchenrechtlichen Rahmenbedingungen ins Wanken geraten könnten.
- 3) Die Kirche ist nach wie vor in Analogie zum Staat aufgebaut, vergisst jedoch den Hauptunterschied zwischen beiden Organisationen: Der Staat kann seine Steuern jederzeit erhöhen, ohne dass ihm seine Bürger (zumindest die allermeisten unter ihnen) einfach davonlaufen könnten. Der Kirchenaustritt dagegen ist für jedermann einfach.
- 4) Die evangelische Kirche hat nach 1945 eine „dagobertinische Phase“ (Wolf-Dieter Hauschild) durchlebt. Die Einnahmen sprudelten in einem noch nie gekannten Maß.
- 5) Gleichzeitig registrierte man, dass die Kontaktflächen zur Bevölkerung schwinden und die Prägekraft religiöser Überzeugungen nachlässt. Dies führte dazu, dass nach dem Additionsprinzip immer neue Versuche gestartet wurden, um auf diese Defizite zu reagieren – vor allem mit Schaffung von überparochialen Diensten und Werken.
- 6) Die meisten dieser nach dem Additionsprinzip unternommenen Versuche sind jedoch fehlgeschlagen, wie jüngst die fünfte Erhebung zur Kirchenmitgliedschaft abermals belegt hat: Die Kirche gibt viel Geld aus für Einrichtungen, die auf wenig

Resonanz stoßen. Gleichzeitig wurden traditionelle Strukturen, die immer noch leidlich erfolgreich arbeiten, reduziert. Der durchschnittliche Kirchensteuerzahler hat immer weniger Kontakt zu seiner Kirche.

- 7) Die strukturelle Bilanz der Kirchenleitungen nach 1945 ist insgesamt mager. Von der dagobertinischen Phase werden den kommenden Generationen vor allem Pensionslasten bleiben. „Die Väter haben saure Trauben gegessen, aber den Kindern sind die Zähne davon stumpf geworden.“ (Hesekiel 18,2)
- 8) Die Ursache für solche Fehlsteuerungen und das Ausbleiben von deren Korrektur ist auch bei den Kirchenparlamenten zu suchen. Die Synoden sind nur der Form nach demokratisch. Tatsächlich wird dort die Mitgliedschaft kaum vertreten. In den Synoden überproportional vertreten sind hingegen die nach dem Additionsprinzip neugeschaffenen Kirchenstrukturen. Diese nutzen ihre freien Ressourcen weidlich zur Selbstlegitimierung.
- 9) Die verschiedenen kirchenpolitischen Strömungen in den Synoden paralysieren sich seit Jahren gegenseitig. Über Reformen wird lediglich geredet: Aktionssimulation herrscht vor.
- 10) Handlungsdruck wird es erst geben, wenn das Geld ausgeht.
- 11) Deshalb werden unangenehme Fragen auch zum Reformationsjubiläum weiträumig umfahren; denn noch sprudeln die Steuereinnahmen.
- 12) 2017 fragt kaum jemand in der Kirche, warum gerade der junge Luther weniger von „Kirche“, sondern vorwiegend von „Gemeinde“ gesprochen hat. Die Sichtweise einer von unten aufgebauten Kirche passt nicht in den kryptoklerikalisierten Gremienprotestantismus.
- 13) Der Zusammenhang zwischen Reform und Reformation ist 2017 fast vollständig aus dem Blick geraten.
- 14) Am Anfang einer solchen Reform müssten auch die vorhandenen Stärken der evangelischen Kirchen in den Blick genommen werden: Die Pfarrerschaft hat, im Unterschied zur katholischen Kirche, nach wie vor im Schnitt eine gute Qualität. Die Kirche hat, solange man die Pensionslasten unberücksichtigt lässt, auch solide gewirtschaftet. Und die Kirche verfügt mit ihren historischen Kirchen, bekannten Ritualen und Texten über großes symbolisches Kapital.
- 15) Die Kirche kann mit guter Arbeit in den traditionellen Strukturen den Prozess der fortschreitenden Säkularisierung – eine Renais-

sance der Religion gab es nur in den Feuilletons – immerhin verlangsamen und vorhandene Bindungen sichern. Es kommt angesichts der ungewissen Aussichten zunächst darauf an, den Kontakt zur Mitgliedschaft zu stärken, wo immer es geht. Gerade in den Städten und gegenüber jüngeren Kirchensteuerzahlern muss die Kirche den Kontakt suchen – und das nicht nur über jährliche Postsendungen mit warmen Bischofsworten.

- 16) Erforderlich ist ein Umdenken in der Wertigkeit der Ämter: Nicht das Sonderpfarramt ist der Gipfel einer Kirchenkarriere, sondern das reguläre Pfarramt in Gemeinden und im direkten, häufigen Mitgliederkontakt ist Anker und Krone eines Berufslebens in der Kirche. Dies muss sich auch in Bezahlung und Arbeitsbedingungen niederschlagen.
- 17) Der Trend zur Stärkung der mittleren Ebene beruht auf einer empirisch kaum überprüften Teamarbeits- und Regions-Ideologie. Freiwillige Kooperation und Koordination – ja. Zusammenzwingen hochindividualisierter Theologenpersönlichkeiten in Teamstrukturen – nein. Die Verteilung von Pfarrern verträgt sich auch schlecht mit der legitimen Pluralität protestantischer Religionsstile in der Moderne.
- 18) Der Wegfall oder der freiwillige Verzicht auf die Kirchensteuern würde zu einem finanziellen Desaster führen. Solange der Kirche dieses Instrument zur Verfügung steht, sollte sie es auch nutzen. Gleichzeitig sollte sie diese Zeit nutzen, finanziell resiliente Strukturen zu fördern.
- 19) Ein wichtiger Schritt wäre es, den Gemeinden mehr Finanzhoheit zu geben und mehr Anteil am Kirchensteueraufkommen, bei Beibehaltung eines kirchlichen Finanzausgleichs. Mehr Autonomie vor Ort fördert auch mehr Wertschätzung der kirchlichen Angebote durch die Mitglieder.
- 20) Zumindest die Stimmung gegenüber Religion kann sich auch rasch drehen. Von der vor fünf Jahren allgegenwärtigen Laizismus-Debatte ist im Zuge der aufgebrochenen Diskussionen über den Islam und die nationale Identität derzeit nur noch wenig zu spüren. Historische Zwangsläufigkeiten gibt es also nicht.
- 21) Gleichwohl gilt grundsätzlich: Ein wirkliche Umkehr des Säkularisierungstrends erscheint gesellschaftssoziologisch derzeit zumindest unwahrscheinlich.
- 22) Diese Erkenntnis ist in der Kirche unausgesprochen auch schon heute präsent.

- 23) Der Umgang mit dem Niedergang ist zunächst eine finanzielle Frage. Für die Kirche wird es aber darauf ankommen, den Niedergang auch als geistliche Herausforderung anzunehmen.
- 24) Daher gilt: Strukturell in alltagsnahen, traditionellen Formen bleiben – und gleichzeitig versuchen, erneuerte religiöse Ausdrucksformen zu finden.
- 25) Die Kirche muss sich auf Religion konzentrieren. Es gibt in der Moderne keine außerreligiösen Gründe mehr, religiös zu sein. Dies schließt ein Engagement in Fragen von Politik und Wirtschaft nicht aus, sondern nach christlichem Religionsverständnis ein. Aber es muss anders als bisher dabei jeweils der Bezug zum religiösem Kern kenntlich werden.
- 26) Die Kirche wird in den anstehenden Veränderungen neu lernen müssen, auf das Evangelium zu vertrauen. Sie wird sich künftig nicht mehr selbst qua Struktur tragen können. Sie wird sich neu von ihrem Auftrag tragen lassen müssen. Sie wird noch nicht einmal mehr wissen – und das unterscheidet diesen Umbruch von vorhergehenden – ob ihre Botschaft sie trägt. Auch hier wird die Kirche mit Zweifeln leben müssen. Sie hat keine Wahl. Sie wird hoffen müssen, dass die Botschaft trägt. Sie hat schlicht keine andere Wahl.
- 27) Ist das schlimm? Vielleicht ja – vielleicht nein. Ja, weil der Untergang und die Überflüssigkeit der Kirche denkbare Optionen geworden sind. Nein, weil eben diese strukturelle Angefochtenheit vielleicht der Acker ist, auf dem neue religiöse Überzeugungskraft erst gedeiht: Eine christliche Existenz, die den neuzeitlichen Zweifel in sich aufnimmt.

3.2 Response zu: Zukunft von Gestalt und Kultur der Kirche

1) Weckruf

Haben Sie herzlichen Dank für diesen pointierten und anregenden Impuls aus der journalistischen „Außenperspektive“! Ein solcher Weckruf von einem Vertreter der Presse, der die Kirche an ihre Botschaft erinnert, ist alles andere als gewöhnlich. So soll meine Response diesen Weckruf nicht mit Detailfragen überdecken, sondern den Kern der Sache in den Blick nehmen. Ich habe einen radi-

kalen Umkehrruf gehört – „radikal“ im Sinne dessen, was Superintendent Weyer vorhin als „möglicherweise bis an die Wurzel zurückschneidend“ beschrieben hat:

- von der Orientierung an bestehenden Strukturen zur Orientierung am Auftrag,
- von der Orientierung am Erhalt der Organisation zur Orientierung an der Botschaft.

Bitte verzeihen Sie mir, wenn nun meine Stellungnahme ebenfalls aus der Außenperspektive erfolgt: aus der Perspektive einer evangelischen Minderheitskirche, einer von den sogenannten Freikirchen, die mit eigenen Problemen zu kämpfen haben, unter anderem ebenfalls mit Mitgliederschwund und Personalabbau, die aber die Diaspora-Situation, die auch den Großkirchen zunehmend bevorsteht, seit vielen Jahren gestalten müssen und es auch tun.

Ein Kennzeichen all dieser in sich sehr unterschiedlichen Freikirchen ist ihre Gemeinde- und Mitarbeiterorientierung. Ein weiteres Kennzeichen ist, dass sie angewiesen sind auf die Geberfreude ihrer Mitglieder. Und das heißt: finanzielle Fragen sind hier wirklich unmittelbar geistliche Fragen. Die Gemeindefinanzen hängen direkt von der Überzeugungskraft der theologischen Positionen und des gemeindlichen Lebens ab.

Ich möchte dies nicht als das längst überfällige Zukunftsmodell für die Großkirchen darstellen, die sich in einer anderen Situation befinden. Und vor allem möchte ich meinen Überlegungen einen wirklich tief empfundenen Dank vorangehen lassen. Die evangelischen Landeskirchen haben mit ihrem gesellschaftlichen Engagement in den unterschiedlichsten Tätigkeitsfeldern Großes geleistet – und tun dies bis heute: von der Klinik- und Telefonseelsorge, von evangelischen Kindergärten, Schulen und Akademien hin zu Entwicklungsdienst, Flüchtlingshilfe, Familienberatung... Ich könnte eine schier endlose Liste aufzählen, bei der auch die liebevolle Pflege der alten Stadtkirchen nicht zu vergessen ist – für manche Gemeinde finanziell eine Riesenbelastung, aber für das Gesicht und die Wahrnehmung von Kirche ein enormer Gewinn. Vielleicht geht im Miteinander der großen und kleinen Kirchen diese Wertschätzung manchmal etwas unter. Ökumenisches Lernen an der Perspektive der Anderen tut uns allen gut.

2) Was hilft?

Gleichwohl: Die evangelischen Landeskirchen sind herausgefordert. Sie müssen reagieren – auf den anhaltenden Mitglieder- und den drohenden Ressourcenverlust. Vieles wird nicht mehr so zu leisten sein, wie früher. Aber was ist zu tun?

Detlef Pollack, der jetzt schon mehrfach genannte Religionssoziologe, hat im „Deutschen Pfarrerberblatt“ Konsequenzen aus seinen Mitgliedschaftsanalysen gezogen und den Kirchen Empfehlungen ausgesprochen, wie sie auf die Herausforderungen reagieren sollen. Zusammenfassen ließen sich seine Empfehlungen mit: Machen Sie alles. Und zwar noch besser als bisher.¹

1. Machen Sie professionelle, attraktive Angebote, spezialisiert und mit hohem Aufwand, um gegenüber den säkularen Alternativen (in der Bestattungskultur, in Seelsorge, diakonischer Hilfe, Geselligkeitsangeboten etc.) konkurrenzfähig zu bleiben.
2. *Gleichwohl*: Verbreitern Sie Ihre Kontaktflächen zur Gesellschaft, indem Sie trotz aller Ausrichtung auf die religiöse Kernfunktion eine Vermischung mit anderen, nicht-religiösen Funktionen anstreben (Flüchtlingsarbeit, Armenfürsorge, Bildungsarbeit, Alltagshilfe, Fahrdienste, Kulturangebote, Bahnhofsmision, Kaffeeshops, Kinderbetreuung etc.).
3. Verknüpfen Sie individuelle Ansprüche und gemeinschaftliche Einbindung durch eine Vielzahl von Möglichkeiten zum intensiven persönlichen Kontakt (Hauskreise, Teamarbeit, Einbeziehung von Laien in die Gottesdienstgestaltung etc.). Achten Sie auf Familienfreundlichkeit und die Pflege zwischenmenschlicher Solidarität.
4. *Gleichwohl*: Bleiben Sie offen nach außen. Knüpfen Sie an die Themen und Meinungen der Mehrheit an, damit Hemmschwellen niedrig bleiben und die Themen der Kirche bei den Menschen ankommen.

Jeder einzelne Vorschlag ist gut und beherzigenswert. Und all das in seiner Unterschiedlichkeit ist doch – mal mehr und mal weniger gelungen – in der Vergangenheit gemacht worden. Aber wenn die

¹ Zum Folgenden vgl. Pollack, Detlef (2016), Was wird aus der Kirche? Religionssoziologische Beobachtungen und vier Vorschläge (Teil III), Deutsches Pfarrerberblatt 9/2016, S. 506-509.

personellen und finanziellen Ressourcen knapper werden, ist ein solches „Sowohl-als-auch“ nicht mehr zu stemmen und führt eher in die Frustration als zur Erneuerung.

3) Welches Modell von Kirche?

Ich habe den Eindruck, dass die doch sehr unterschiedlichen Richtungen, in die die Empfehlungen weisen, auch damit zusammenhängen, dass in den evangelischen Landeskirchen (mindestens) zwei Leitbilder von Kirche konkurrieren:

1. Das Modell „offene Volkskirche“: Die Kirche ist ein offener Ort für alle Menschen. Sie bildet die Pluralität der Gesellschaft ab und macht Menschen kompetent zu Dialog und Solidarität. In ihrer öffentlich-rechtlichen Verfasstheit versteht sie sich als Partnerin des Staates und Impulsgeberin der Zivilreligion. In Form von „öffentlicher Theologie“ bietet sie geistig-moralische Orientierungshilfe für die Gesellschaft.
2. Das Modell „Bekennende Kirche“: Auch hier wird die Kirche als Impulsgeberin für die Gesellschaft verstanden. Sie ist „Salz der Erde“. Aber der Fokus liegt auf der Bindung an ihren geistlichen Auftrag und ihre geistlichen Quellen. Kirche ist dezidierte Gemeinschaft der Glaubenden, konzentriert auf ihre religiöse Botschaft.

Gegenüber dem „Sowohl-als-auch“ höre ich Reinhard Bingeners Impuls als Ruf zur Entschiedenheit. Was heißt: Kirche wird wieder „lernen müssen, auf das Evangelium zu vertrauen“? Was heißt es, nicht nur die finanzielle, sondern die „geistliche Herausforderung“ anzunehmen? Ist also das eigentliche Dilemma der evangelischen Kirchen nicht ein gesellschaftliches oder strukturelles, sondern ein geistliches? Sie, Herr Bingener, haben sich hier deutlich positioniert. Die Konsequenzen könnten „radikal“ sein. Ist es so ernst gemeint, wie es klingt?

4) Luthers Modell

Wenn wir uns 2017 von den Reformationsimpulsen Martin Luthers neu anregen lassen, dann fällt auf, wie radikal Luther tatsächlich die damalige Kirche in ihren Strukturen auf den Prüfstand stellt. In seiner vielleicht pointiertesten ekklesiologischen Schrift „De captivitate Babylonica. Praeludium“ von 1520 stellt er die Kirche als Gefangene

dar: gefangen in ihrer eigenen selbstreferentiellen Struktur. Der theologische Angriff auf Messopfer und Sakramentenlehre ist zugleich ein Angriff auf die ganze Institution und ihre finanzielle Basis. Es geht Luther nicht um „die Kirche“, sondern um die Botschaft von der Rechtfertigung des Gottlosen. Die Kirche ist dem nachgeordnet: sie ist Versammlung der Glaubenden, die „Schäflein, die ihres Hirten Stimme hören“ (so in seinen Schmalkaldischen Artikeln von 1537). Stattdessen: Orientierung nur am Auftrag! Es geht allein um Gottes Verheißungen und um den Glauben, der sich auf nichts verlässt als auf Sein Wort.

Wozu diese radikale Kirchenkritik führen würde, war zunächst völlig unklar. Und tatsächlich brachen mancherorts kirchliche Betreuung, Armenversorgung und Bildungswesen erst einmal zusammen. Will sagen: wenn wir uns auf den Auftrag konzentrieren, können wir nicht gleichzeitig auf die Konsequenzen schießen. (Das heißt aber nicht, dass wir aus der Verantwortung für eine nachhaltige Entwicklung entlassen wären.)

5) Drei Kernthemen: Auftrag – Gemeinde – Mitarbeit

Drei Kernthemen möchte ich in den Fokus rücken, die zu bedenken sind, wenn wir Ihren Thesen folgen – und ich beginne mit den Thesen, bei denen es nach Ihren Worten um den Kern der Sache geht:

1. Was heißt „sich vom Auftrag tragen lassen“ ohne zu wissen, „ob der Auftrag trägt“?

Sie wünschen sich eine Theologie und christliche Existenz, die den neuzeitlichen Zweifel in sich aufnimmt. Das habe ich nicht verstanden. Seit langem ist die Auseinandersetzung mit der Religionskritik zentraler Gegenstand evangelischer Theologie. Die großen theologischen Entwürfe des 20. Jahrhunderts wären ohne diesen Hintergrund nicht zu verstehen. Schon für Luther gehörte Zweifel zum integralen Bestandteil christlicher Theologie.

Produktiv ist seines Erachtens aber nicht die agnostische Skepsis, sondern die Anfechtung. Anfechtung entsteht da, wo unser Herz brennt und wir für eine Sache streiten. Anfechtung ist „geistliche Unruhe“ (Eberhard Jüngel²), die das Leben von innen heraus in

² Jüngel, Eberhard (1976), *Anfechtung und Gewißheit des Glaubens. Oder wie die Kirche wieder zu ihrer Sache kommt*, München, S. 40.

Bewegung hält, ein Wachsen an den Widerständen des Glaubens. Es ist ein Akt geistlicher Konzentration.

Was sind die Widerstände, an denen wir neu geistlich wachsen sollen? Ein Pfarrer sagte neulich zu mir: „Ich steige nicht auf die Apfelsinenkiste“. Will heißen, ich stelle mich nicht auf den St. Johanner Markt und rufe das Evangelium aus. Ob das eine angemessene Verkündigungsform ist oder nicht, ist jetzt nicht entscheidend – entscheidend ist, dass „auf die Apfelsinenkiste steigen“ heißt, mich und meine Sprüchlein, die mich tragen, dem Widerspruch und Gespött der Leute auszuliefern. Ob die Botschaft sie trägt, konnten die Boten Jesu Christi nie „wissen“.

2. Was heißt „Gemeinde“ statt „Kirche“?

Die evangelischen Kirchen haben nach 1945 vom „bruderschaftlichen“ Modell der Bekennenden Kirche sehr schnell wieder zum volkskirchlichen der Landeskirchen zurückgefunden. Vielleicht war das eine verpasste Gelegenheit. Ein radikaler Bruch mit den volkskirchlichen Strukturen ist heute allerdings keine Alternative. Vielmehr muss die Frage sein, wie wir innerhalb der Kirchen lebendige Gemeinden und Gemeinschaften stärken und bilden können.

- Dazu ist nach wie vor die Präsenz an der Basis nötig, verstärkt aber auch wieder eine Sicht der Ortsgemeinde als geistliche Gemeinschaft. Das ist personalintensiv. Die Professionalisierung der Kirche, die Spezialisierung ihrer Organe und ihre Fähigkeit, auf gesellschaftliche Veränderungen zu reagieren, werden darunter möglicherweise leiden!
- Mehr Selbständigkeit der Gemeinden (auch finanziell): damit fahren die Minderheitskirchen in der Regel gut. Vor Ort lässt sich entscheiden, was vor Ort nötig ist.
- Erneuerungsimpulse gehen in der Regel von kleinen geistlichen Netzwerken und Gemeinschaften innerhalb der Kirche aus. Wie lassen sich solche Gemeinschaften (z.B. evangelische Kommunen) innerhalb der Kirche ansiedeln und unterstützen? Lässt sich dafür zum Beispiel ein nicht mehr benötigtes Gemeindezentrum im Saarland umbauen und neu nutzen?

3. „Jünger und Jüngerinnen“ als Teams!

Menschen in der Gemeinde und mich selbst „vom Auftrag her“ zu sehen, heißt für mich, sie als Jüngerinnen und Jünger Jesu zu sehen. Und Jüngerschaft ist Teamarbeit.

- Unterschiedliche „Religionsstile“ können dafür kein Hinderungsgrund sein – es sei denn, diese stellen die geistliche Gemeinschaft grundsätzlich in Frage. Dann wären das mehr als „Stilfragen“.
- Bei der Teamarbeit unter Pfarrerinnen und Pfarrern ist allerdings darauf zu achten, dass dies vor allem zur Verbesserung der viel wesentlicheren Teamarbeit zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen in den Gemeinden beiträgt. Die Karikatur wäre ein Profi-Team, das sich nur mit sich selbst beschäftigt und die anderen in den Gemeinden als Klientel ansieht.
- Gemeindeteams sollten wieder stärker als geistliche Gemeinschaften wahrgenommen werden, die selbst Zeit und Anregungen benötigen, um geistlich zu wachsen und nicht nur die Gemeindefarbeit am Laufen zu halten.
- Die Zahl an Sonderpfarrämtern und Funktionspfarrstellen wäre zu prüfen. Wo lassen sich Themenbereiche wieder stärker in die Gemeinden und Gemeindefpfarrämter integrieren? Auch hier würde eine Stärkung der Gemeindeebene eine stärkere Verankerung an der Basis, zugleich aber auch eine Reduzierung der Professionalität mit sich bringen. Ist man dazu bereit?

Zum Schluss möchte ich 95 – nein, nicht Thesen anschlagen – sondern 95 Jahre zurückschauen, auf Karl Barth, der das Wort Gottes als unsere Aufgabe ansah und Mut machte, sich diesem Wort anzuvertrauen und auszuliefern: „Es könnte ja sein,“ heißt es dort, „... dass unsre Bedrängnis unsre Verheißung ist..., dass unser Wort in seiner Schwachheit und Verkehrtheit fähig geworden wäre, ... Hülle und irdisches Gefäß des Wortes Gottes zu werden.“³

³ Barth, Karl (1922), Das Wort Gottes als Aufgabe der Theologie, in: Finze, Holger (1990, Hrsg.), Karl Barth, Vorträge und kleinere Arbeiten 1922-1925 (Karl Barth Gesamtausgabe III.19), Zürich, S. 144-175, S. 174.

3.3 Moderation und Thesen

Zum Workshop

In diesem Workshop haben wir uns mit den sehr pointierten Thesen von Reinhard Bingener und dem Koreferat von Christian Neddens auseinandergesetzt.

In der Diskussion wurde nicht so sehr nach wiederum neuen Thesen gesucht, sondern das Spannungsfeld der angesprochenen Themen beleuchtet und ansatzweise diskutiert. Konsens bestand zumindest insoweit, dass die unten genannten Fragestellungen einer Klärung bedürfen und sowohl in der Rheinischen als auch der Pfälzischen Kirche relevant sind.

Thema: Regionale Kooperation/Teamarbeit

These 17 von Reinhard Bingener

Der Trend zur Stärkung der mittleren Ebene beruht auf einer empirisch kaum überprüften Teamarbeits- und Regions-Ideologie. Freiwillige Kooperation und Koordination – ja. Zusammenzwingen hochindividualisierter Theologenpersönlichkeiten in Teamstrukturen – nein. Die VerTEAMung von Pfarrern widerspricht auch der legitimen Pluralität protestantischer Religionsstile in der Moderne.

Aus den Voten des Workshops

In Zeiten knapper werdender Ressourcen wird es wichtiger zusammen zu arbeiten.

Was in anderen Bereichen des Arbeitslebens selbstverständlich ist, sollte auch in der Kirche möglich sein.

Auch Pfarrerrinnen und Pfarrer sollten regional in Teams zusammen arbeiten können, wobei sie ihre jeweiligen Gaben einbringen können und gleichzeitig ihre Individualität und die Pluralität der Frömmigkeitsstile gewahrt bleiben.

Besondere Sorge ist dafür zu tragen, dass Ehrenamtliche in der Teamarbeit in der Region konstitutiv mit einbezogen werden.

Thema: Parochie und funktionale Dienste

Thesen 5 und 6 von Reinhard Bingener

Gleichzeitig registrierte man, dass die Kontaktflächen zur Bevölkerung schwinden und die Prägekraft religiöser Überzeugungen nachlässt. Dies führte dazu, dass nach dem Additionsprinzip immer neue Versuche gestartet wurden, um auf diese Defizite zu reagieren – vor allem mit Schaffung von überparochialen Diensten und Werken.

Die meisten dieser nach dem Additionsprinzip unternommenen Versuche sind jedoch fehlgeschlagen, wie jüngst die Untersuchung zur Kirchenmitgliedschaft abermals belegt hat: Die Kirche gibt viel Geld aus für Einrichtungen, die auf wenig Resonanz stoßen. Gleichzeitig wurden traditionelle Strukturen, die immer noch leidlich erfolgreich arbeiten, reduziert. Der durchschnittliche Kirchensteuerzahler hat immer weniger Kontakt zu seiner Kirche.

Aus den Voten des Workshops

Parochie und funktionale Dienste dürfen nicht gegeneinander ausgespielt werden, auch nicht bei knapper werdenden Ressourcen.

Es gibt zahlreiche funktionale Dienste, bei denen eine Vielzahl von Kontakten zu Kirchenmitgliedern entsteht, mehr als dies innerhalb einer Kirchengemeinde der Fall ist, zum Beispiel in der Klinikseelsorge oder im Schulpfarramt in einer Berufsbildenden Schule.

Es gilt vielmehr, die unterschiedlichen Dienste zu vernetzen und miteinander in Beziehung zu setzen. Gleichwohl wird es wichtig sein, übergemeindliche Stellen auf ihre gegenwärtige Sinnhaftigkeit hin zu überprüfen – nicht jede Stelle, für die es mal einen Grund gab, muss auf Dauer erhalten bleiben.

Thema: Gemeinde versus Kirche

These 12 von Reinhard Bingener

2017 fragt niemand, warum gerade der junge Luther weniger von „Kirche“, sondern vorwiegend von „Gemeinde“ gesprochen hat. Diese Sichtweise passt aber nicht in den kryptoklerikaliserten Gremienprotestantismus.

Aus den Voten des Workshops

Der Gemeindebegriff ist neu und zukunftsfähig durchzubuchstabieren.

Eine Engführung des Begriffs „Gemeinde“ auf die Parochie, also die Ortsgemeinde, führt in eine Sackgasse und ist auch nicht sachgemäß. „Gemeinde“ kann nicht strukturell bestimmt werden, sondern ist geistlich-theologisch zu bestimmen als ein Ort, an dem Begegnungen geschehen können, die im Lichte des Evangeliums Relevanz gewinnen.

Solche Orte sind nicht auf die Ortskirchengemeinden zu beschränken und werden sich möglicherweise auf Grund der gesellschaftlichen Entwicklung zunehmend verschieben.

Volkskirche braucht Pluralität an offenen Räumen und Beteiligungsformen.



Hauptreferent: Steffen Schramm (Kaiserslautern / Landau)
 Response: Joachim Conrad (Köln)
 Moderation: Martin Vahrenhorst (Heusweiler)

Workshop 4

4. Zukunft von Gesellschaft und Staat

4.1 Ecclesia semper reformanda – wie werden wir diesem Anspruch heute gerecht? Gemeinden und Dekanate als zivilgesellschaftliche Akteure im Sozialraum

„Wir müssen alles neu denken.“

So lautete am 28. Januar dieses Jahres eine Schlagzeile in „DIE RHEINPFALZ“, Regionalausgabe Kaiserslautern.

Der Hintergrund: Der amerikanische Unternehmer Ilon Musk hatte einen Preis ausgeschrieben, eine Arbeitsgruppe der Technischen Universität (TU) Kaiserslautern hatte sich beworben und war mit ihrem Vorschlag in die Endrunde des Wettbewerbs gelangt.

Worum geht es? Musk verfolgt die Idee, die Fortbewegungsart von Menschen auf Langstrecken zu erneuern. Er möchte Röhren bauen, durch die – wie bei einer Rohrpost – Menschen und Waren transportiert werden, mit hoher Geschwindigkeit und geringem Energieaufwand.

Die Forscher-Gruppe der TU Kaiserslautern sieht Möglichkeiten, diese Röhren so zu bauen und die Strecken so zu führen, dass damit nicht nur Menschen und Waren transportiert, sondern auch Energie gewonnen und verteilt werden kann.

Warum wird so gedacht, was soll das Ganze? Die Kaiserslauterer Wissenschaftler formulieren es sehr einfach: Die fossilen Brennstoffe gehen zur Neige – und wir brauchen eine Alternative. Deshalb, weil die Rahmenbedingungen sich dramatisch verändern, sagen sie: „Wir müssen alles neu denken.“

Warum erzähle ich das hier? Weil sich auch für unsere Kirchen die Rahmenbedingungen grundlegend verändern und auch wir gezwungen sind, vielleicht nicht alles, aber doch vieles neu zu denken –

jedenfalls dann, wenn wir dem Anspruch „ecclesia semper reformanda“ gerecht werden wollen.

Ich werde zunächst etwas dazu sagen, wie ich die Formel „ecclesia semper reformanda“ verstehe und den Anspruch, der in ihr steckt.

Zweitens werde ich auf die veränderten Realitäten eingehen, unter denen wir Kirche sein werden und zum Teil schon sind.

Drittens werde ich grob skizzieren, wie wir uns bisher gegenüber Staat und Gesellschaft positioniert haben, wo wir also stehen.

Und viertens werde ich vier Punkte benennen, an denen wir uns meines Erachtens weiterentwickeln sollten, wenn wir dem Anspruch „ecclesia semper reformanda“ im Blick auf unsere Verortung in Gesellschaft und Staat gerecht werden wollen. Vier Punkte, die anzeigen, wohin es gehen kann.

Ich schließe mit einem kurzen Fazit.

1) Wie ist die Formel „ecclesia semper reformanda“ zu verstehen?

Ecclesia reformata semper reformanda heißt übersetzt etwa: die reformierte Kirche ist eine kontinuierlich zu reformierende Kirche, sie muss sich immer wieder weiterentwickeln.

Ich verstehe diese Formel so: Die evangelische Kirche ist eine Kirche, die sich weiterentwickelt, weil sie einen Auftrag hat, den sie in dieser Welt erfüllen soll. Der Auftrag, die Bestimmung bleibt gleich, die Welt ändert sich. Ändert sich die Welt, muss sich auch die Kirche ändern – um ihren Auftrag auch weiterhin erfüllen zu können.

Dieser Gedankengang beruht auf einem dreifachen Kirchenbegriff. Kirche kann beschrieben werden als eine Realität in drei Dimensionen. Sie ist Glaubensgemeinschaft, Handlungsgemeinschaft und Rechtsgemeinschaft.¹

Als Glaubensgemeinschaft hat sie ihren Grund in Jesus Christus.

Sie hat eine Gestalt, sie ist Leib Christi, ein Leib aus vielen, nach Hautfarbe, Rasse, Geschlecht verschiedenen Menschen, die durch Christus miteinander versöhnt sind.

Und sie hat einen Auftrag. Der Auftrag der Kirche liegt in ihrer Bestimmung: Sie soll Zeichen des Reiches Gottes sein. Wir können auch sagen: sie soll in Wort und Tat Zeugnis vom Heilswillen Gottes

¹ Zu diesem dreifachen Kirchenbegriff vgl. Schramm, Steffen (2015), Kirche als Organisation gestalten. Analysen und Konzepte zu Struktur und Leitung evangelischer Landeskirchen, Berlin, S. 16-44.

ablegen. Sie soll so handeln, wie es Gottes Handeln und Willen entspricht. Sie soll Zeugnis ablegen von seiner Liebe zu uns Menschen und seiner ganzen Schöpfung. Dazu soll sie Salz der Erde und Licht der Welt sein – wie das Matthäusevangelium formuliert.

Wie kann die Kirche diesem Auftrag, dieser Bestimmung nachkommen? Indem sie als Handlungsgemeinschaft aus Glauben lebt, indem sie Gott feiert, also durch Verkündigung, Taufe und Abendmahl, und indem sie aus Glauben handelt und sich für Gerechtigkeit, Hilfe und Bildung einsetzt.

Um das zu können, muss sie sich organisieren. Sie muss sich absprechen und koordinieren. Sie muss festlegen, wo sie Gottesdienste feiern will und dafür Gebäude errichten. Sie muss bestimmen, wer predigen und wer Kinder und Jugendliche im christlichen Glauben unterrichten darf.

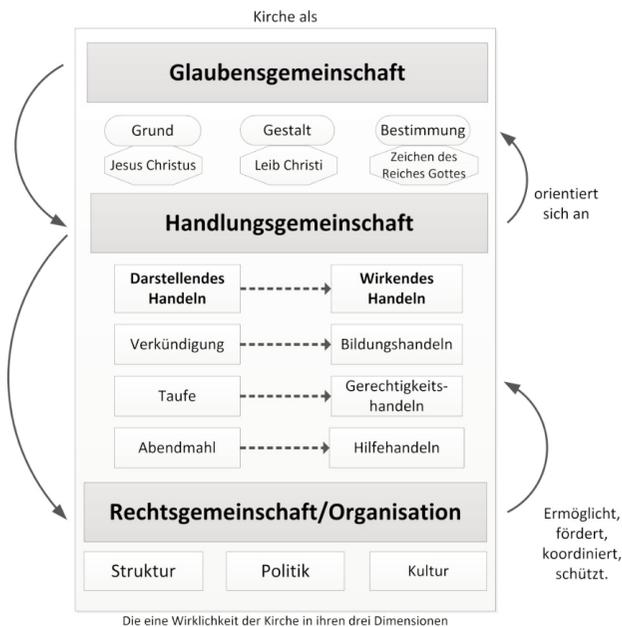


Abb.: Dreifacher Kirchenbegriff²

² Abbildung entnommen aus: Schramm, Steffen/Hoffmann, Lothar (2017), Gemeinde geht weiter. Theorie- und Praxisimpulse für kirchliche Leitungskräfte, Stuttgart.

Sie muss sich darüber verständigen, nach welchen Regeln die einzelnen Mitglieder zum gemeinsamen Sein und Handeln beitragen sollen und können, angefangen bei den Finanzen bis hin zur Frage, wer welche Aufgaben übernimmt, zum Beispiel in einem Presbyterium.

Sie muss also unterschiedliche Rollen ausbilden (z.B. Mitglied und Mitarbeiter/Amtsträger), Kompetenzen regeln und Strukturen schaffen (z.B. durch Einrichtung von Gremien und Zuweisung von Entscheidungsbefugnissen), die sie in Rechtssätzen festhält.

Die Kirche als Handlungsgemeinschaft wird, um dauerhaft im Sinne ihrer Bestimmung handeln zu können, zu einer Rechtsgemeinschaft, die eine Organisation hat. Recht und Organisation haben in theologischer Perspektive die Funktion, es der Kirche als Handlungsgemeinschaft zu ermöglichen, im Sinne ihrer Bestimmung zu wirken.

Kirche lebt aber in der Welt – immer in einem bestimmten Land, einer bestimmten Situation. Und sie ist durch ihre Bestimmung an diese Welt, an die hier lebenden Menschen, gewiesen. Ihre Bestimmung besteht darin, für und in dieser Welt Zeichen des Reiches Gottes zu sein.

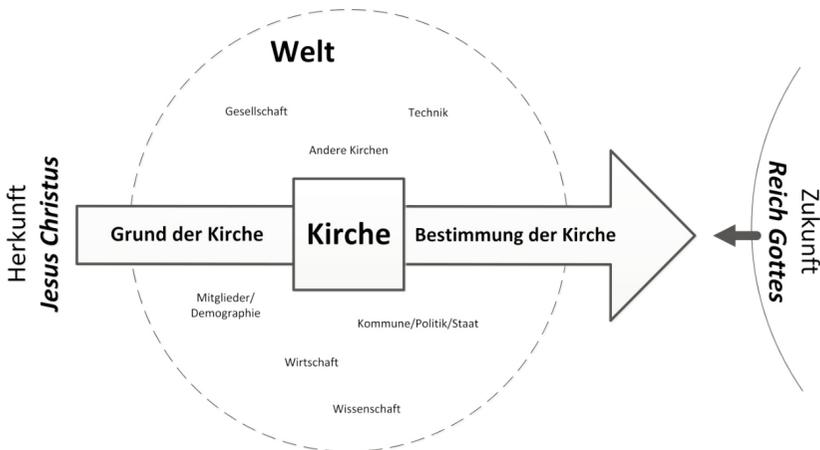


Abb.: Dreifacher Kirchenbegriff im kirchenpolitischen Bezug-
netz³

³ Abbildung neu. © Steffen Schramm.

Kirchliche Sozialformen, kirchliches Recht und kirchliche Organisation sind deshalb nicht beliebig, aber variabel. Sie sind nicht beliebig, weil die gewählte Form der Gottesbeziehung entsprechen muss, sie sind aber variabel, weil sie auch der jeweiligen gesellschaftlichen Situation angemessen sein und zu ihr „passen“ müssen.

Ecclesia semper reformanda heißt konkret: Wenn sich das Umfeld verändert, dann müssen Gemeinden, Kirchenkreise und Landeskirchen auch die Sozialformen ihres Handelns und alle Aspekte kirchlicher Organisation weiterentwickeln, damit sie in gemeinschaftlichem Handeln ihrem Grund und ihrer Bestimmung treu bleiben können.

Worin besteht also der Anspruch, der in der Formel „*ecclesia semper reformanda*“ steckt?

In einer doppelten Frage:

1. Entspricht unser Handeln und unser Sein unserem Grund Jesus Christus und unserer Bestimmung, Zeichen des Reiches Gottes zu sein?
2. Entspricht unser Handeln und Sein der Welt, in der wir leben (Sozialraum, Land, Staat etc.)?

Die eigentlichen Herausforderungen, vor denen wir immer und überall stehen, sind also nicht unsere Gebäude und Finanzen, die demographische Entwicklung oder wie wir unsere Veranstaltungen am Laufen halten, sondern die Fragen:

- Wie können wir so Kirche sein, dass wir unserem Grund, unserer Gestalt und unserer Bestimmung entsprechen?
- Wie können wir Gottes Liebe zu uns Menschen und zur ganzen Schöpfung bezeugen?
- Wie leuchtet durch unser Handeln etwas von dem auf, was Gott an Frieden, Gerechtigkeit, Versöhnung mit der Welt vorhat? Wir beten es ja in jedem Gottesdienst, weltweit: Dein Reich komme. Wie leben wir als Gemeinde, als Kirche so, dass jetzt schon etwas vom kommenden Reich aufleuchtet?

Das sind die Schlüsselfragen. Die Fragen nach Gebäuden, Finanzen, rechtlichen Regelungen usw. sind Folgefragen.

Der Auftrag bleibt, die Formen und Muster kirchlichen Handelns ändern sich, wenn die Welt, in der wir Kirche sind, sich ändert und mit

ihr die Bedingungen kirchlicher Organisation. Und diese Bedingungen ändern sich gerade grundlegend.

Im nächsten Schritt möchte ich deshalb die paradigmatisch veränderten Rahmenbedingungen kurz umreißen, unter denen wir Kirche sind und sein werden.

2) Veränderte Realitäten. Was erwartet uns?

Evangelische Landeskirchen, ihre Gemeinden und Dekanate gehen auf veränderte Realitäten zu. Die Rahmenbedingungen ihres Lebens und Arbeitens verändern sich grundlegend. Nach einer sehr langen Phase des Zuwachses an Mitgliedern, Kaufkraft und hauptamtlich Mitarbeitenden werden diese drei Faktoren nun auf lange Sicht zurückgehen und nur noch in geringerem Maß zur Verfügung stehen. Nach vielen Jahrzehnten des Wachstums liegen nun viele Jahrzehnte des Rückgangs vor uns.

Die Art, wie wir heute Kirche sind, mit flächenmäßig kleinen, überschaubaren Parochien, also territorial definierten Kirchengemeinden, die jeweils einen eigenen Pfarrer, eine eigene Kirche, ein eigenes Gemeindehaus, eine eigene Kindertagesstätte haben, war unter anderem eine Reaktion auf die enormen Zuwächse an Mitgliedern, und sie waren nur möglich durch enorme Zuwächse an Finanzkraft und Mitarbeitenden.

Vom Beginn des 18. Jahrhunderts an wuchs in Deutschland die Bevölkerung – und mit ihr die Anzahl der Kirchenmitglieder. Der Mitgliederbestand der Evangelischen Kirche der Pfalz zum Beispiel verdreifachte sich zwischen 1813 und 1962 von ca. 236.000 auf ca. 778.000 Mitglieder. Ende 2015 waren es noch 530.000. Der Rückgang wird sich beschleunigen und noch mehrere Jahrzehnte andauern.

Mit den Mitgliederzahlen wuchsen auch die Einnahmen, vor allem befördert durch das „Wirtschaftswunder“, das nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem exponentiell steigenden Kirchensteueraufkommen führte. Diese „dagobertinische Phase der Kirchengeschichte“ in Kombination mit steigenden Mitgliederzahlen hatte zur Folge, dass viele Gemeinden neu entstanden oder sich rechtlich verselbständigten und nun das volle parochiale Bauprogramm realisierten: eigene Kirche, eigenes Pfarrhaus, eigenes Gemeindehaus, eigene Kindertagesstätte. Zwischen Mitte der 1950er und Mitte der 1970er Jahre explodierte der kirchliche Gebäudebestand förmlich. Von 1950 bis 1980 wurde im statistischen Mittel alle 1,9 Tage ein evangelisches

Gemeindehaus eröffnet, und auch die meisten Kindertagesstätten wurden in dieser Phase errichtet.

Die kleinräumige Parochialisierung, die bis in die 1990er Jahre anhielt, war personell nur möglich durch den Diensteintritt der geburtenstarken Jahrgänge. Diese machen ca. die Hälfte bis zwei Drittel der Pfarrerschaft der Landeskirchen aus und treten in den 2020er Jahren innerhalb von gut zehn Jahren in den Ruhestand ein. Ein signifikanter Rückgang des Pfarrpersonals wird die Folge sein.

Der schrumpfende Mitgliederbestand wird sich negativ auf Einnahmen und Kaufkraft auswirken, trotz des derzeit nominell trügerisch hohen Kirchensteueraufkommens.

Im Blick auf die Landeskirchen als Organisationen besteht das Problem darin, dass Strukturen, die Wachstum bewältigen sollten, nun von neuen Rahmenbedingungen unterspült werden, die durch ein dreifaches Weniger geprägt sind.

Das dreifache Weniger (an Mitgliedern, Kaufkraft und PfarrerInnen/hauptamtlich Mitarbeitenden) trifft auf eine Kirche mit hohem Gebäudebestand, hohem Personalbestand, breiter Ausdifferenzierung, kleinräumiger Parochialisierung und einer desintegrierten Leitung.

Diese Entwicklung zwingt dazu, über den Gebäudebestand, den Personaleinsatz der Pfarrerinnen und Pfarrer, den Zuschnitt von Gemeinden bzw. die Organisation der Arbeit nachzudenken. Es ergibt sich ein Veränderungsbedarf, der unsere Kirchen von der gemeindlichen bis auf die landeskirchliche Ebene erheblich unter Druck setzt.

Durch die genannten Entwicklungen verändert sich aber auch die Stellung der Landeskirchen in der Gesellschaft:

- Durch den Mitgliederrückgang verringert sich der Anteil der Evangelischen an der Gesamtbevölkerung.
- Die zunehmende religiöse Pluralität hat alltäglich spürbare Folgen: sie führt immer häufiger zu gemischtkonfessionellen und gemischt-religiösen Ehen, evangelische Schüler erleben sich als kleiner werdende Gruppe respektive Minderheit in ihren Klassen, ihrem Freundeskreis etc.pp.

Darüber hinaus ist seit langem der Trend zu beobachten, dass Glaube und Kirchenmitgliedschaft zu einer Option, einer Wahl, einer Entscheidung werden, die man so oder so fällen kann. Gleichzeitig beschleunigt sich der technologische, wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Wandel.

Wie gehen wir mit diesen grundlegenden Veränderungen um? Genügt eine Optimierung des Bisherigen oder braucht es eine Erneuerung kirchlichen Selbstverständnisses, organisatorischer Formen und kirchlicher Aktivitäten – auch gegenüber Staat und Gesellschaft?

Es zeichnet sich immer deutlicher ab, dass einige kleine, äußerliche Korrekturen nicht genügen, um sich auf die veränderten Umweltbedingungen angemessen einzustellen. Es ist keine Frage, dass sich unsere Kirchen in vielen Hinsichten verändern werden. Die Frage ist nur, gestalten wir den Wandel oder gestaltet der Wandel uns?

Ich konzentriere mich im Folgenden auf den Aspekt der Positionierung der Kirche zu Staat und Gesellschaft und nehme auch hier noch einmal eine Einschränkung auf Kirchengemeinden und Kirchenbezirke vor.

Wodurch ist das Verhältnis der evangelischen Landeskirchen zu Staat und Gesellschaft bisher geprägt? Wo stehen wir?

3) Wie haben wir uns bisher zu Staat und Gesellschaft positioniert? Wo stehen wir?

Um nach vorn blicken zu können, ist es hilfreich, zunächst zurück zu blicken.

Die evangelischen Landeskirchen sind ehemalige Staatskirchen, die gegenüber der entstehenden Gesellschaft eine Herrschaftsstellung hatten und auch so wahrgenommen wurden und teilweise noch immer werden.

Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts gab es in vielen Herrschaftsgebieten nur eine Konfession, der alle Einwohner angehörten. Die Möglichkeit eines Kirchenaustritts bestand nicht. Die Kirche umfasste die ganze Gesellschaft. Das religiöse Bekenntnis war die Basis des Staates und Voraussetzung für die vollen Bürgerrechte. Kirche, Gesellschaft und Staat waren eng miteinander verwoben.

Das Ende des Kaiserreiches 1918 war auch das Ende der Staatskirchen. Aber nach 1918 gingen Elemente aus staatskirchlicher Zeit in das volkkirchliche Selbstverständnis der Landeskirchen über, zum Beispiel das Prinzip der Flächendeckung und das Prinzip der Erfassung und Versorgung aller Evangelischen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wirkt weiterhin ein staatsanaloges Kirchenverständnis – also ein Verständnis von Kirche, die da ist wie der Staat da ist und genauso selbstverständlich dazu gehört. Dieses Verständnis zeigt sich an verschiedenen Stellen.

Auf landeskirchlicher Ebene möchte ich nur folgende Punkte kurz nennen:

- Kirchenverwaltungen sind weiterhin aufgebaut und funktionieren wie Ministerialbürokratien.
- Kirche versteht sich als Partnerin des Staates.
- Kirchenvertreter haben Sitz und Stimme in vielen staatlichen Gremien (z.B. Rundfunkräte).
- Die Kirchen wirken mit im Erziehungswesen (schulischer Religionsunterricht), in der Justiz (Gefangenenseelsorge), im Militär (Militärseelsorge), in öffentlichen und privaten Krankenhäusern (Krankenhausseelsorge) etc.
- Durch die Erfahrung der nationalsozialistischen Diktatur nehmen die Landeskirchen für sich ein „Wächteramt“ gegenüber dem Staat in Anspruch.
- Die Teilnahme am gesellschaftlichen Diskurs geschieht u.a. durch Denkschriften, die zum Teil starke Wirkung hatten (z.B. Ostdenkschrift „Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn“ 1965).
- Das Subsidiaritätsprinzip ermöglicht den Kirchen den Aufbau zahlreicher neuer Handlungsfelder, die der Staat auch als seine Aufgaben ansieht, die er aber an gesellschaftliche Gruppierungen übergibt und mitfinanziert.

Auf der Ebene der Gemeinden und Kirchenkreise prägt einerseits insbesondere das Subsidiaritätsprinzip das Verhältnis der Kirchen zu Staat und Gesellschaft. Die Kirchengemeinden und Kirchenkreise übernehmen Aufgaben, mit denen sie sich zugleich zu Staat und auch Gesellschaft positionieren:

- Kindertagesstätten, zu einem großen Teil staatlich refinanziert,
- Erwachsenenbildung, teilweise mitfinanziert durch staatliche Gelder,
- Jugendarbeit, teilweise mitfinanziert qua Kinder- und Jugendhilfegesetz,
- Sozialstationen als Nachfolgeorganisation der Gemeindefrauen.

Andererseits ist das Verhältnis dadurch geprägt, dass sich in den Gemeinden selbst seit den 1970er Jahren die Arbeit verändert – und damit auch ihre Positionierung zur Gesellschaft.⁴

Bereits Ende der 1940er, Anfang der 1950er Jahre bemerkte man, „die Welt ist anders geworden“ (Eberhard Müller 1953) und schloss daraus, dass auch die kirchliche Arbeit sich weiterentwickeln müsse. Die neue gesellschaftliche Situation wurde wahrgenommen als Kluft zwischen den Strukturen der Kirche und den Strukturen der Gesellschaft.

Bisher waren die kirchlichen Aktivitäten ständisch orientiert: für Kinder, für Jugendliche, für Frauen, für Männer. Nun orientierte man sich an anderen Kriterien, vor allem am Beruf, an Interessen und Bedürfnissen oder auch an Themen. Das Ziel war, für jede „Zielgruppe“ und jedes Thema ein „Angebot“ zu machen.

Seit den 1960er Jahren ist auf allen Ebenen landeskirchlicher Arbeit eine verstärkte zielgruppen- und themenspezifische Differenzierung der Aktivitäten und eine erhebliche Intensivierung der seit dem 19. Jahrhundert bestehenden Arbeitszweige der freien Werke und Verbände zu beobachten.

Zu Zielgruppen kirchlichen Handelns werden nun – manche verstärkt, manche erstmals – Alte, Junge, Eltern, Pflegeeltern, Adoptiveltern, Alleinerziehende, Kinder (differenziert nach verschiedenen Altersstufen, vom Säugling über Krabbelalter, Kindergartenalter, Grundschulalter, Jugend, junge Erwachsene), Schüler, Studenten, Erwachsene, Singles und Familien, Frauen und Männer, Arbeiter und Arbeitslose, im Ausland Arbeitende und ausländische Arbeitnehmer, Handwerker, Landwirte, Unternehmer, Akademiker, Sängerinnen und Sänger, Kriegsdienstverweigerer und Soldaten, Straffällige und Opfer von Straftaten, Arbeitnehmer und Arbeitgeber, Unfallopfer und Rettungskräfte, Obdachlose, Ausländer, Aussiedler, Asylsuchende, Flüchtlinge, Ausgewanderte, Motorradfahrer, Schausteller, Kranke, Suchtkranke, psychisch Kranke, Schwerhörige, Gehörlose, Blinde, Selbstmordgefährdete, Kurgäste, Urlauber, Seeleute, Binnenschiffer, fahrendes Landvolk, Gefangene, Polizisten, Zoll- und Grenzschutz etc.

Dazu werden neue Stellen und Dienste eingerichtet; die Kirchen bauen also die gesellschaftliche Differenzierung innerkirchlich nach,

⁴ Zu den theologischen und soziologischen Hintergründen dieser Entwicklung vgl. Schramm, Steffen (2015), Kirche als Organisation gestalten. Analysen und Konzepte zu Struktur und Leitung evangelischer Landeskirchen, Berlin, S. 227-355.

entsprechend dem Additionsprinzip „neue Aufgabe/Zielgruppe – neue Stelle“.

Neben der Zielgruppenorientierung lässt sich eine Differenzierung nach Themen ausmachen: Mission, Frieden, Gerechtigkeit, Umwelt, Weltanschauungsfragen, Kirche und Judentum, Sport, Islam etc.

Mit dieser Ausdifferenzierung kirchlichen Handelns wollte man auf Interessen und Bedürfnisse der Menschen eingehen, an ihren Fragen und Problemen anknüpfen, sie „erreichen“.

Doch, wie bereits Zeitgenossen feststellten, war es nicht ganz einfach, die Bedürfnisse der Menschen überhaupt zu erfassen. Deshalb kommen sie zwar theoretisch in den Blick, in der Praxis wird aber faktisch von innen nach außen gedacht. Kirchliche Mitarbeitende überlegen, was für die Menschen „draußen“ interessant oder nötig zu wissen, zu erfahren, zu tun sein könnte. Die Ergebnisse sind anbieterorientiert, und vor allem: kirchliches Handeln, kirchliche Aktivitäten werden jetzt als „Angebot“ verstanden.

Ziel sind Gruppen und Kreise, die sich regelmäßig im Gemeindehaus treffen und im Idealfall von einem Mitarbeiterkreis geführt werden, der durch die Angebote wächst. Es geht darum, eine flächendeckende Versorgung zu gewährleisten, alle anzusprechen, für jeden ein Angebot zu machen, der dazu gehört, und das am besten an jedem Ort.

Auf die Erschütterung durch sprunghaft gestiegene Kirchenaustritte seit Ende der 1960er Jahre – die sinkende „Bindungskraft“ – und die nachlassende Resonanz auf ihre „Angebote“ reagieren die Kirchen mit einer Perfektionierung und Ausweitung des Angebots nach dem Muster „mehr desgleichen“.

Die Folgen dieses Handlungsmusters sind allerdings je länger desto mehr unbefriedigend. Wie ein Pfarrer es in einem Pfarrkonvent kürzlich formulierte: „Wir machen immer mehr, und es bringt immer weniger.“ Man kann sich hie und da des Eindrucks nicht erwehren, dass die mit hohem Aufwand vorgehaltenen Angebote oft nur noch von kirchlichen Mitarbeitenden und dem harten Kern der Kerngemeinde wahrgenommen werden. Es kommt zu Erstarrung und qualitativem Leerlauf. Und angesichts des dreifachen Ressourcenrückgangs (Mitglieder, Kaufkraft, Personal) kommt diese Strategie des binnenkirchlichen Nachbaus gesellschaftlicher Differenzierung an ihre Grenze.

4) Wie müssen wir uns weiterentwickeln, um dem Anspruch des *semper reformanda* gerecht zu werden? Wohin soll es gehen?

Wenn es zutrifft, dass sich die Rahmenbedingungen grundlegend wandeln und das bisherige Handeln und seine Strukturen an ihre Grenzen stoßen, dann ist die Zeit gekommen, das eigene Verhalten zu überdenken und sich weiter zu entwickeln: *semper reformanda*.

Auf vier Aspekte möchte ich im Folgenden eingehen:

- a) Unser Selbstverständnis: Gemeinden und Dekanate als zivilgesellschaftliche Akteure im Sozialraum,
- b) unser Handeln: Von kirchlichen „Angeboten“ zur „Kirche mit den Menschen“,
- c) unser Arbeiten: Von der Versäulung zur Vernetzung,
- d) die Art, wie wir uns selbst leiten: Von der Verwaltung zur Gestaltung. Konzepte entwickeln in regionaler Vernetzung.

Zu a) Ein anderes Selbstverständnis: Kirche als zivilgesellschaftliche Akteurin (nicht mehr als staatsanaloge Institution):

Wenn sich die Verhältnisse schon auf mittlere Sicht wie beschrieben ändern, dann muss sich Kirche verabschieden von einem Selbstverständnis als staatsanaloge, quasi-staatliche Organisation mit dem Anspruch, flächendeckend an allen Orten alles für alle zu bieten. Vor allem von dem Anspruch, dass jede Gemeinde alles bietet.

Wenn es die Bestimmung der Kirche ist, Zeichen des Reiches Gottes zu sein, etwas erfahrbar zu machen von der Liebe Gottes zu den Menschen und der ganzen Schöpfung, dann besteht ihre konkrete Aufgabe weniger in flächendeckender „Versorgung“ als in exemplarischem, symbolwirksamem Handeln. Einem Handeln, das hinweist auf das, dem es sich verdankt: dem Handeln Gottes in Jesus Christus.

Zukünftig verstehen sich Landeskirchen, Dekanate, Gemeinden als zivilgesellschaftliche Akteurinnen, die sich jenseits von Selbstüberschätzung und Selbstmarginalisierung als kleiner gewordene Akteure mit Selbstbewusstsein zu Wort melden.

Schon aufgrund ihrer begrenzten Ressourcen können Gemeinden und Kirchenkreise nicht alle Themenfelder besetzen, sondern müssen entscheiden, was für ihr Selbstverständnis und ihren Auftrag an ihrem jeweiligen Ort die wichtigsten Themen und Herausforderungen sind.

Gemeinden, Dekanate und Landeskirchen werden dort präsent sein, wo ihre Präsenz eine Botschaft ist. Sie werden teilnehmen am Leben der Stadt und des Dorfes, und auf diese Weise Teilhabe der Stadt und des Dorfes an kirchlichem Denken und kirchlicher Motivation ermöglichen.

Eine Kirche, die sich als gesellschaftliche Akteurin versteht, muss auch wissen, wofür sie steht. Das hat Auswirkungen auf die Art, wie wir uns unsere Selbstgestaltung denken.

Zu b) Eine andere Art des Handelns: Von kirchlichen „Angeboten“ zur „Kirche mit den Menschen“:

Nicht mehr in Angeboten denken

Die Kirche von Morgen lässt sich nicht mit den Konzepten von gestern bauen. Die Trägermilieus der bisherigen Sozialformen von Kirche werden älter und kleiner. Neue, junge Milieus lassen sich für die bisherigen „Angebote“ und Gruppen kaum noch gewinnen. Die Kirche der Gruppen und Kreise passte zum Leben der Menschen in den 1950er bis 1980er Jahren. Für Menschen, die anders leben, muss Kirche anders sein.

In der Tendenz wurde in den letzten 50 Jahren eher von Innen nach Außen gedacht und gefragt: Was können wir tun, welche „Angebote“ müssen wir wie „profilieren“, damit wir die Menschen „erreichen“, so dass sie bei uns „mitmachen“? Zukünftig sollten wir der Frage folgen: Welche Kirche wird hier gebraucht, hier an diesem Ort, in dieser Region, in diesem Kirchenkreis?

Bisher haben die Kirchen sehr stark subsidiäre Möglichkeiten auf Organisationsebene realisiert (Kindertagesstätten, Sozialstationen). Zukünftig sollte Kirche als Handlungsgemeinschaft stärker Sozialräume und Lebenswelten wahrnehmen, unter der Fragestellung: „Was willst Du, dass ich dir tun soll?“ (Lk 18,41).

Von der „lebendigen Gemeinde“ zur „Gemeinde mit anderen“

Das bisherige Leitbild der lebendigen Gemeinde verdankte sich der Absicht, kirchlicherseits in einer als dissoziativ erlebten Gesellschaft die Menschen miteinander zu verbinden mit dem Ziel einer konfessionellen Gemeinschaft, die sich im Gemeindehaus trifft.

Reiner Bucher, ein katholischer Pastoraltheologe, hat pointiert formuliert, die lebendige Gemeinde werde sich selbst zum Ziel. Das Leitbild der lebendigen Gemeinde benenne „weder Ziel noch Zweck

der Verlebendigungsbemühungen, und selbst jene, die sie leisten sollen, werden nicht erwähnt. Nicht die Sozialform steht im Dienst der Gläubigen, sondern diese im Dienst der Sozialform.“⁵

Ziel von Kirche ist aber nicht sie selbst, sondern die Kommunikation und Praxis des Evangeliums für und mit den Menschen, damit sie von der befreienden und versöhnenden Kraft des Evangeliums hören und diese, fragmentarisch und in aller Zweideutigkeit, erfahren. Es geht um die Lebendigkeit der Menschen, nicht um die Lebendigkeit einer kirchlichen Organisationseinheit. Deshalb geht der Weg vom Leitbild der lebendigen Gemeinde zum Leitbild einer Gemeinde mit den Menschen.

An Auftrag und Lebenswelt orientieren

In Zukunft denkt Kirche nicht mehr von sich, sondern von der „Welt“ her. Gemeinden fragen nicht: Welches Angebot müssen wir machen, damit die Menschen zu uns kommen und im Optimalfall bei uns „mitmachen“, sondern: Wie antworten wir auf unseren lokalen, regionalen, überregionalen Kontext? Was für eine Kirche wird hier gebraucht? Wie verorten, wie positionieren wir uns – von unserem Glauben, vom Evangelium her?

Statt von der Kirche zur Welt hin zu denken, wird von der Welt auf die Kirche hin gedacht: Wie wollen wir als Kirche auf die sozialen und politischen Entwicklungen in unserer Kommune, unserer Region reagieren? Wie können wir die Bedürfnisse und Nöte der Menschen aufnehmen und mit ihnen zusammen damit umgehen?

Kirche denkt und gestaltet sich nicht mehr von innen nach außen, sondern von außen nach innen. Das heißt: nicht die – „unkirchlichen“ – Menschen „draußen“ sollen umkehren zur Kirche, sondern die Kirche kehrt um zu den Menschen unter und mit denen sie lebt; sie wendet sich der Welt zu – wie Gott es in Christus getan hat. An dieser Zuwendung Gottes zur Welt partizipiert die Kirche.

Nicht mehr die bestehenden Sozialformen und der Wunsch, sie zu erhalten und zu „verlebendigen“ sind der normative Horizont kirchlichen Handelns, sondern die Frage, welche Kirche hier gebraucht wird und wie hier an diesem Ort Kirche mit den Menschen sein könnte, damit Menschen Befreiung, Hilfe, Gerechtigkeit erfahren.

⁵ Bucher, Rainer (2012), ...wenn nichts bleibt, wie es war. Zur prekären Zukunft der katholischen Kirche, Würzburg, S. 46.

Dabei verabschieden sich Gemeinden auch von der Vorstellung, sie müssten „für“ „Zielgruppen“ „Angebote“ entwickeln und vorhalten. Kirchliche Aktivitäten entstehen „mit“ den Menschen, also immer dann, wenn Menschen bereit sind, selbst etwas für die Realisierung von Ideen und Möglichkeiten zu tun – mit haupt- und ehrenamtlich in der Kirche bereits Mitarbeitenden zusammen.

Lebensweltorientierung konkretisiert sich neben der Wahrnehmung der Lebensräume der Menschen vor allem in der Wahrnehmung der Menschen als Subjekte ihrer Religion und ihrer Kirche. Deshalb geht die Entwicklung von „Angeboten für Mitglieder und Nichtmitglieder“ hin zur Entwicklung von Konzepten darstellenden und wirkenden Handelns mit den Menschen, des Theologisierens mit den Menschen, der Entwicklung von kirchlichen Sozialformen und Lebensgestalten mit den Menschen. Methodisch bedeutet dies: Wahrnehmung von Außenperspektiven – bis hin zu Konsultationen oder Befragungen.

Es versteht sich, dass damit nicht irgendwelche Bedürfnisse oder Wünsche erfüllt werden sollen. Dem beugt schon eine auftragsorientierte Wahrnehmung der Sozialräume und Lebenswelten vor, also ein Blick auf die Welt mit den Augen von Glaube, Liebe und Hoffnung. Ein Blick auf die Welt, der um die Bestimmung der Kirche weiß, in exemplarischem Handeln Zeichen, vorläufige Darstellung des Reiches Gottes zu sein – in aller Fragmentarität und Gebrochenheit.⁶

Beispiele „auftrags- und lebensweltorientierter Wahrnehmung“ und einer Kirche „mit“ den Menschen finden sich auch in unserer Gegend. In einer saarländischen Gemeinde beobachtete ein Pfarrer, dass viele seiner Gemeindeglieder alleine in ihren großen Häusern lebten und nur wenige Kontakte hatten. Die Ehepartner waren gestorben, die Kinder weggezogen. In Gesprächen mit diesen Menschen entstand die Idee, sich einmal in der Woche bei einem gemeinsamen Mittagessen zu treffen. Eine kleine Gruppe von Menschen, die bereit waren, sich für diese Idee zu engagieren, entwickelte mit Unterstützung eines kirchlichen Fortbildungsinstituts ein Konzept.

⁶ Nähere Erläuterungen und methodische Hinweise zu diesem ungewohnten Gedanken einer „auftrags- und lebensweltorientierten Wahrnehmung“ in: Schramm, Steffen/Hoffmann, Lothar (2017), Kapitel 6. Wahrnehmung: Von der Auslegung des Textes zur biblischen Relecture der Wirklichkeit, in: Schramm, Steffen/Hoffmann, Lothar (2017), Gemeinde geht weiter. Theorie- und Praxisimpulse für kirchliche Leitungskräfte, Stuttgart.

Die Idee zündete. Es entstanden zwei Kochgruppen, eine aus bereits in der Kirchengemeinde engagierten Personen, eine aus Menschen, die bisher noch nicht aktiv bei Kirche mitarbeiteten. Seit etlichen Jahren kommen nun schon jeden Mittwoch ca. 70 Seniorinnen und Senioren zusammen, um gemeinsam zu essen.

Wird das als kirchliches Handeln wahrgenommen, frage ich den Pfarrer. Was sagen die Leute im Dorf? „Die Leute sagen: Do defor gebt's die Kerch“, antwortet der Pfarrer. Ich interpretiere dies so: Die Menschen spüren, dass die aufmerksame Wahrnehmung der Lebenssituation der älteren Menschen in diesem Ort und die neue Möglichkeit, aus der Vereinzelung und Vereinsamung herauszukommen, etwas zu tun haben mit Grund und Bestimmung der Kirche. Die achtsame Wahrnehmung der Lebenssituationen der Menschen, der Ansatz bei den Problemen und Fragen des alltäglichen Lebens in der Perspektive dessen, was wir als Christinnen und Christen glauben und hoffen, lässt uns die Wirklichkeit neu sehen und das Evangelium neu entdecken – und führt zu neuer Gemeinschaft.

Wenn uns ein auftrags- und lebensweltorientiertes Handeln allerdings gelingen soll angesichts des Rückgangs von Gemeindegliedern, Kaufkraft und hauptamtlichem Personal, wird es in vielen Fällen nötig sein, unsere Arbeitsweise weiter zu entwickeln: Von nebeneinander stehenden Gemeinden und Diensten hin zu einem Netzwerk der Kommunikation und Praxis des Evangeliums.

Zu c) Eine andere Art des Arbeitens: Von der Versäulung zur Vernetzung:

Seit Ende des 19. Jahrhunderts hat sich die Zahl rechtlich eigenständiger Kirchengemeinden deutlich erhöht. Der zentrale Gedanke dabei war, dass sie wie abgeschlossene Einheiten nebeneinander stehen sollten, wie Säulen, die nur durch Bezirkssynoden sehr lose miteinander verbunden waren. Im Prinzip „Ein Pfarrer – eine Gemeinde. Jede Gemeinde bietet alles“ sah man die beste Reaktionsweise auf die enorme Zunahme an Kirchenmitgliedern und die gesellschaftlichen Veränderungen. Kirchturmdenken der Gemeinden und Einzelkämpfertum der Pfarrer sind kein Betriebsunfall dieses Kirchenmodells, sondern sein programmatischer Kern.

Seit den 1960er Jahren entstanden viele Dienste und Werke, die ebenfalls wie Säulen nebeneinander standen. Jeder arbeitete für sich, die Steuerung erfolgte durch ein „Management by Mach mal“.

Solange finanzielle Mittel und Mitarbeitende im Überfluss vorhanden waren, ging dies an. Wenn die Ressourcen zurückgehen, kommt diese Art des Arbeitens an ihre Grenzen.

Will unsere Kirche dem *semper reformanda* entsprechen, wird sie von der Versäulung zur Vernetzung voranschreiten und sich nach innen und außen mit denen zusammentun, die die gleichen Themen bearbeiten.⁷

Warum soll jede Gemeinde ihre Konfirmandenarbeit für sich durchführen, wenn die Anzahl der Konfirmandinnen und Konfirmanden an vielen Orten unter zehn KonfirmandInnen sinkt? Warum sollten sie nicht mit anderen Gemeinden zusammenarbeiten, vielleicht auch mit der Jugendzentrale, damit eine gute Gruppengröße zusammenkommt? Und wenn es mehrere Gemeinden sind, müssen vielleicht nicht mehr alle PfarrerInnen Konfirmandenarbeit machen. Aber die, die sie machen, haben ausreichend Zeit zur Vorbereitung und zur eigenen Weiterqualifikation, was der Qualität der Arbeit nur zuträglich sein kann.

Und wenn man sich dem Sozialraum zuwendet und auf das eingeht, was die Menschen brauchen, wenn man bei Lebensfragen und Problemen ansetzt, wird man sehr schnell merken, dass die Zusammenarbeit mit anderen weiterhilft.

Wer zusammenarbeitet muss aber Absprachen treffen und sich verständigen über die gemeinsamen Ziele, die Mittel, die eingesetzt werden sollen, und die Wege zur Zielerreichung. Er muss gemeinsame, integrierte Konzepte entwickeln. Und das ist für die Leitungsarbeit in unseren Kirchen eher etwas Neues.

Zu d) Eine andere Art der Leitung: Von der Verwaltung zur Gestaltung. Konzepte entwickeln in regionaler Vernetzung:

Wenn an Auftrag und Lebenswelt orientierte integrierte Konzepte entstehen sollen, dann müssen wir uns die Art unserer Leitung anders denken.

Entsprechend unserer staatskirchlichen Vergangenheit ist auch unsere Leitungstradition bürokratisch. Zu den Stärken bürokratischer Leitung zählt ihr rationaler, Fachwissen zur Anwendung bringender Charakter. Ihre Schwächen resultieren daraus, dass

⁷ Vgl. dazu Schramm, Steffen/Hoffmann, Lothar (2017), Kapitel 3. Struktur: Von der Versäulung zur Vernetzung, in: Schramm, Steffen/Hoffmann, Lothar (2017), *Gemeinde geht weiter. Theorie- und Praxisimpulse für kirchliche Leitungskräfte*, Stuttgart.

Legitimitäts- und Herrschaftsaspekte wichtiger sind als Effektivitäts- und Effizienzüberlegungen. Die Grundmotive der Genehmigung und Aufsicht fördern vor allem ein regelgebundenes, weniger ein zukunftsorientiertes Denken und Handeln.

Bürokratisches Leitungshandeln vermutet man eher in den landeskirchlichen Zentralbehörden – zu Recht. Doch auch auf Ebene der Kirchengemeinden geht es nach wie vor bürokratisch zu: Pfarrerrinnen und Pfarrer leiten ein Pfarramt, das – nicht nur sprachlich – wie in staatskirchlichen Zeiten neben dem Finanzamt, Bauamt, Jugendamt etc. steht. Und auch das, wenngleich aus anderem Geist entstandene, demokratischen Spielregeln folgende synodal-presbyteriale System ist tief von bürokratischen Abläufen bestimmt.

Rudolf Roosen, lange Jahre Gemeindepfarrer in der rheinischen Landeskirche, charakterisiert die Leitung der Parochien als „Verwaltung“, als „kontinuierliche Fortschreibung gewohnheitsmäßig verfestigter Ordnungen und Verfahrensabläufe.“⁸

Roosens Beschreibung des Leitungsalltags eines Presbyteriums zeigt Logik und Grenzen des Bürokratiemodells: „Die bürokratisierte Verwaltung sorgt dafür, dass die Gemeindeleitung kontinuierlich mit Aufgaben versorgt wird. ... Vorlagen, Fristen und Formalia sind zu beachten. ... Die Verwaltung hält die Presbyterien in Bewegung und erzeugt damit einen ständigen Druck, der das Presbyterium zwingt, sich zunächst und vor allem mit dem Nächstliegenden zu beschäftigen ... Ausblick und Rückblick unterbleiben aus Zeitmangel. ... Die Auseinandersetzung mit dem Zukunftshorizont ... steht deshalb in der Prioritätenliste erst sehr weit hinten. Wer zügig entscheiden muß, hat nur wenig Zeit für Visionen und Konzeptentwicklung. ... In dieser Situation bietet sich die Verwaltung des jeweiligen Status quo mit dem erprobtem Mittel der Finanzsteuerung an.“⁹

Wie können die Landeskirchen zukünftig mit innerkirchlicher und gesellschaftlicher Veränderung umgehen? In der Vergangenheit haben sie Stellen aufgebaut, die bestimmten Zielgruppen Angebote machten. Zukünftig wird es darum gehen, gemeinsame Strategien und Konzepte, eine gemeinsame Politik zu entwickeln, die mit weitem Blick voraus die eigene Entwicklung in die Hand nimmt.

⁸ Roosen, Rudolf (1997), Die Kirchengemeinde – Sozialsystem im Wandel. Analysen und Anregungen für die Reform der evangelischen Gemeindeführung (APrTh 9), Berlin/New York, S. 544.

⁹ Ebd., S. 556.

Der Begriff Kirchenpolitik wurde nach der Reformation zunächst als Bezeichnung der Politik des Staates gegenüber der Kirche verwendet, nach 1918 bezeichnete er die Politik der Kirchen gegenüber dem Staat. Wir sollten ihn zukünftig verwenden, um unsere Selbstgestaltung zu benennen. Kirchenpolitik ist zu verstehen und zu konzipieren als Gestaltung, Entwicklung und Lenkung ganzer kirchlicher Organisationen und Organisationseinheiten – in ihrer Umwelt!

Dazu bedarf es der Klärung der zentralen Fragen kirchlicher Selbstgestaltung und Selbststeuerung:

- Wer sind wir? (Identität),
- Was sollen/wollen wir? (Ziele),
- Wohin soll es gehen? (Leitbild).¹⁰



Abb.: Zu neuen Konzepten christlichen Lebens¹¹

¹⁰ Zur Weiterentwicklung kirchlicher Leitungskonzepte vgl. Schramm, Steffen (2015), Kirche als Organisation gestalten. Analysen und Konzepte zu Struktur und Leitung evangelischer Landeskirchen, Berlin, S. 214-226; S. 355-396; S. 574-721. Außerdem Schramm, Steffen/Hoffmann, Lothar (2017), Kapitel 4. Leitung: Von der Verwaltung zur Gestaltung, in: Schramm, Steffen/Hoffmann, Lothar (2017), Gemeinde geht weiter. Theorie- und Praxisimpulse für kirchliche Leitungskräfte, Stuttgart.

¹¹ Abbildung aus: Schramm, Steffen/Hoffmann, Lothar (2017), Gemeinde geht weiter. Theorie- und Praxisimpulse für kirchliche Leitungskräfte, Stuttgart.

Vor-Denken wird zur zentralen Aufgabe kirchlicher Leitung: Wohin soll es gehen? Wo wollen wir in drei, in fünf, in zehn Jahren sein? Wie wollen wir dann sein?

Bei den Begriffen kirchliche Leitung und Kirchenpolitik denken Sie vielleicht zuerst an Düsseldorf oder Speyer oder an ihre jeweiligen Dekanate. Ich meine, jede Gemeinde, jede Region, jeder Kirchenkreis bräuchte seine Kirchenpolitik, eben weil diese kirchlichen Organisationseinheiten ihre je eigene Geschichte, ihre je eigenen Stärken und Schwächen haben und mit ihrem Handeln ihrer Bestimmung in ihren jeweiligen, sehr unterschiedlichen Umwelten nachkommen sollen.

Wenn Gemeinden oder Kirchenkreise beispielsweise auf Veränderungen auf dem „Bestattungsmarkt“ vor Ort reagieren wollen, können sie dies nur durch Strategie- und Konzeptentwicklung, die eben diese Fragen beantwortet: Wer sind wir in Bezug auf diese Veränderungen? Was sehen wir als unsere Aufgabe an? Welche Ziele haben wir? Wo wollen wir hin? Wo wollen wir diesbezüglich in drei, in fünf, in zehn Jahren sein?

Dabei wäre auch eine Nichtreaktion eine nachhaltige strategische Reaktion, eben eine solche, die Pfarrerrinnen und Pfarrer, Gemeinden, Regionen und Kirchenkreise konzeptlos den Entwicklungen auslieferte.

Auch die Tatsache, dass die Taufquote mittlerweile höher ist als die Konfirmationsquote, lässt sich in vielen Fällen auf der Ebene der Einzelgemeinde nicht mehr bearbeiten. Die Ursachen dieser Entwicklung dürften vielfältig sein, die Lösung wahrscheinlich in differenzierten Formaten bestehen, die auf der Ebene der Einzelgemeinde aufgrund fehlender personeller Ressourcen und demographisch bedingt kleiner werdender Konfirmandengruppen nicht realisiert werden können.

Grundlegende Veränderungen eines dynamischen Umfeldes lassen sich, wie diese Beispiele zeigen, nicht mit kurzfristigen, operativen Maßnahmen einzelner Gemeinden bearbeiten. Mit ihnen angemessen umzugehen erfordert zweierlei:

- Zum einen eine Zusammenführung bislang unabhängig voneinander agierender Größen, um ein neues Ganzes zu gestalten, das mehr und leistungsfähiger ist als die Summe seiner Teile.
- Zum andern grundsätzliche Stellungnahmen dieser neuen Einheiten, die sich in langfristigen Strategien und mittelfristigen Konzepten konkretisieren.

Kurzfristiges Agieren ist nicht in der Lage, komplexe Probleme zu bewältigen. Deshalb ist die Einübung eines längerfristigen Zeithorizonts unabdingbar. Die Entwicklung eines Kinder- und Jugendarbeitskonzeptes in der Region braucht Zeit, die Erreichung der damit angestrebten Wirkungen erst recht. Der Aufbau einer Singschule dauert Jahre. Ein Netzwerk darstellenden und wirkenden Handelns kann nur mittel- und langfristig geknüpft werden und braucht, soll es symbolwirksam sein, eine Auftragsorientierung, die sich nur durch integrierte Strategie- und Konzeptentwicklung realisieren lässt.

Fehlt eine klare Strategie, dann werden Gemeinden und Dekanate von den Entwicklungen überrollt und können in den gesellschaftlichen Prozessen keine klare Stellung mehr beziehen. Es besteht dann die Gefahr, dass sie sich oft nur noch darauf beschränken, das Vertraute zu verwalten und sich mehr um die eigene Selbsterhaltung als um ihren Auftrag in der Welt zu kümmern. Die Folge ist, dass sie von anderen gesellschaftlichen Gruppen nicht mehr ernst genommen werden.

Kirchliche Leitung in Parochien und Kirchenkreisen sollte deshalb voranschreiten von einer Verwaltung des Bestehenden hin zur Gestaltung von Kirche als Gemeinwesen durch die Entwicklung auftrags- und lebensweltorientierter Konzepte in regionaler Vernetzung, also durch konzeptgesteuerte Zusammenarbeit mit anderen kirchlichen und nichtkirchlichen Akteuren.¹²

¹² Methodische Anregungen dazu in: Schramm, Steffen/Hoffmann, Lothar (2017), Teil 2: weitergehen. Neue Konzepte kirchlichen Lebens entwickeln, in: Schramm, Steffen/Hoffmann, Lothar (2017), *Gemeinde geht weiter. Theorie- und Praxisimpulse für kirchliche Leitungskräfte*, Stuttgart.

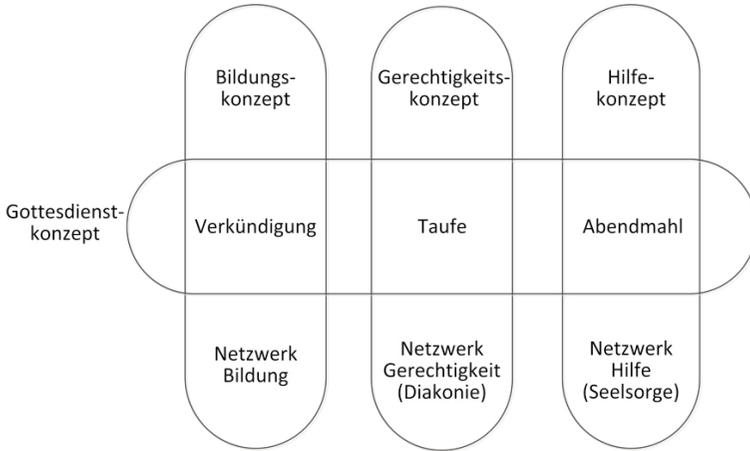


Abb.: Grundkonzept darstellenden und wirkenden Handelns¹³

Warum ist diese neue Art der Selbstgestaltung durch Politik-, Strategie- und Konzeptentwicklung wichtig? Weil wir die Zukunft von Staat und Gesellschaft nicht kennen. Und auch, wie wir uns in Zukunft in Gesellschaft und Staat verorten werden, können wir heute eigentlich noch nicht sagen.

Deshalb sind neue Konzepte zwar wichtig. Wichtiger ist aber, dass wir die Fähigkeit weiterentwickeln, zu Veränderungen durch Strategien und Konzepte Stellung zu nehmen und uns durch unser Sein und Handeln, durch die Art, wie wir sind und durch das, was wir tun, zu positionieren. Denn diese Fähigkeit gewährleistet, dass wir handlungsfähig im Sinne unseres Auftrages bleiben, auch und gerade wenn sich die Bedingungen verändern.

Deshalb: Wichtiger sind neue Konzepte kirchlicher Arbeit. Wichtiger ist die Fähigkeit zur Konzeptentwicklung und -weiterentwicklung.

¹³ Abbildung aus: Schramm, Steffen (2015), Kirche als Organisation gestalten. Analysen und Konzepte zu Struktur und Leitung evangelischer Landeskirchen, Berlin, S. 526.

5) Fazit:

Wie können wir dem Anspruch des *ecclesia semper reformanda* entsprechen?

Indem wir uns an den genannten vier Punkten weiterentwickeln. Dann hätten wir einige Voraussetzungen geschaffen, in ein neues Verhältnis zu Gesellschaft und Staat einzutreten und eine stärkere Rolle als Akteurin im Sozialraum zu spielen.

Und vor allem dadurch, dass wir aufhören, die veränderte Situation und die Veränderungsnotwendigkeiten zu beklagen, und indem wir anfangen, die neue Situation als Gestaltungsaufgabe anzunehmen.

Hier ist der Ort, an den Gott uns gestellt hat. Er mutet ihn uns zu, er traut ihn uns aber auch zu.

Dieser Ort großer Veränderungen ist auch der Ort neuer Möglichkeiten unseres Kirche-Seins. Dabei liegt das Neue oftmals gar nicht so weit vom Bisherigen entfernt. Es genügt manchmal schon ein kleiner Schritt.

Wer etwas verändert und etwas Neues probiert, der kann scheitern. Wer nichts verändert und sich nicht auf den Weg macht, der ist schon gescheitert. Wir sollten keine Angst davor haben, dass neue Initiativen möglicherweise misslingen. Wenn etwas im ersten Anlauf nicht klappt, dann lernen wir daraus und probieren es eben noch einmal.

Kirche ist nicht identisch mit dem, was sie momentan äußerlich ist. Ihre äußere Form verändert sich immer wieder. Es ist noch gar nicht lange her, seit Kindergärten gebaut und Gemeindehäuser als revolutionäres neues Gemeindekonzept angesehen wurden. Und Kirche wird womöglich in zwanzig Jahren in einer Form existieren, die wir uns heute noch gar nicht vorstellen können.

Wichtig ist, dass wir uns klar machen: Nicht die Kirche vergeht, sondern eine bestimmte Sozialform von Kirche, die sich im Kaiserreich und nach dem Zweiten Weltkrieg herausgebildet hat. Ausschlaggebend ist unsere Haltung: wenn wir jetzt Entscheidungen treffen müssen, worin liegt dann die Chance?

Den Kopf in den Sand zu stecken, ist keine protestantische Tugend. Die Herausforderungen anzunehmen und ebenso nüchtern wie leidenschaftlich nach neuen Wegen zu suchen, allerdings sehr wohl.

Wenn wir dies tun, bin ich guter Dinge, dass wir dem Anspruch des *semper reformanda* gerecht werden.

4.2 Response zu: Zukunft von Gesellschaft und Staat

Liebe Schwestern und Brüder,

meine Aufgabe ist es, mit einigen Sätzen die Kernthesen des Hauptreferenten zusammenzufassen und eingängig zu machen. Dabei wurde mir der Auftrag zuteil, gegebenenfalls mit „kernigen Gegenthesen“ das Gespräch und die Weiterarbeit anzufachen. Das ist gar nicht so leicht, und ich wende mich zuerst Ihnen zu, lieber Herr Dr. Schramm, und möchte Ihnen danken, für die forensische Analyse des Problems, das sich hinter dem Stichwort „semper reformanda“ verbirgt, und für den Impuls, ja für die Ermutigung, die Sie uns gegeben haben. Ich tue dies als jemand, der dreißig Jahre im Gemeindedienst steht, und mit sehr wachen Ohren gehört hat, was Sie sagen. Und nun fasse ich kurz zusammen:

Sie stellen in Ihrem ersten Abschnitt die Welt und die Kirche einander gegenüber und betonen, dass die Welt sich verändert, und dass die Kirche sich in ihrem Verkündigungsauftrag den veränderten Realitäten anpassen muss. Sie bezeugt Gottes Liebe zu den Menschen, in dem sie aus dem Glauben lebt.

Um dem Auftrag gerecht zu werden, muss die Kirche eine Form finden, muss Räume, muss Menschen, muss am Ende Ressourcen zur Verfügung stellen, ja muss eine Organisation werden – und zwar in dieser Zeit und in dieser Gesellschaft. Aber Zeit und Gesellschaft haben sich verwandelt – Sie haben mehrfach Linien aus der Geschichte ausgezeichnet bis zu uns –, und es bleiben am Ende nur die beiden zentralen Fragen:

- a) Werden wir dem Auftrag Gottes gerecht?
- b) Werden wir den Menschen in dieser Welt gerecht?

Zu den Veränderungen gehört das von Ihnen so genannte „dreifache Weniger“, weniger Mitglieder, weniger Kaufkraft, weniger Hauptamtliche. Niemand weiß das besser als die Gemeinden in unserer Großregion. Die sich rasant ändernden Rahmenbedingungen machen es nötig, mehr als Schönheitsreparaturen durchzuführen: Es braucht eine Reform an Haupt und Gliedern.

Sie haben deutlich gemacht, dass wir als Kirche immer noch in staatsähnlichen Strukturen verharren, dass wir davon aber wegkommen müssen, um dem Evangelium und den Menschen gerecht zu werden. Sie fordern ein neues Selbstverständnis ein, ein verändertes

Handeln und Arbeiten und eine neue Leitungsstruktur.

Die Kirche soll Mitspielerin in der Gesellschaft sein, ohne den Staat zu imitieren, aber sie muss sich entscheiden, auf welche Gebiete sie sich wagt.

- Die Kirche muss fragen, wo sie gebraucht wird, muss sich verabschieden von der alten Struktur der Gruppen und Kreise, um Kraft zu haben für neue Wege. Selbst die Chimäre der „lebendigen Gemeinde“ kreist nur um sich selbst und muss aufgebrochen werden zugunsten einer Kirche, die mit den Menschen lebt.
- Die Kirche kann nicht mehr alle Aufgaben in jeder Gemeinde wahrnehmen, sondern sie kann nur durch Zusammenarbeit (Ihr Stichwort: Vernetzung) Kräfte freischaufeln und Schwerpunkte setzen.
- Zur Überwindung einer parastaatlichen Verwaltung und Leitungsstruktur führen Sie den Begriff der „Kirchenpolitik“ neu ein, und zwar als Gestaltung, Entwicklung und Lenkung der Organisationsstruktur im Kontext. Dabei muss ein Gesamtkonzept entwickelt werden, das den Rahmen gibt, Herausforderungen anzugehen.

Noch einmal danke für die vielen Impulse. Ich werde Ihnen im Folgenden nicht widersprechen, sondern ich werde versuchen zu belegen und fortzuschreiben.

1. Christus spricht: „Gott lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte.“ – Matthäus 5,45.

Sie kennen alle dieses Wort aus der Bergpredigt, mit dem Jesus zur Feindesliebe auffordert und dann dieses Bild von der Sonne bemüht. Jeder hätte gerne einen Platz an der Sonne. Nun habe ich mir sagen lassen, dass die liebe Sonne sich eines Tages aufbläht und zum roten Riesen wird. Ein starker Sternwind wird die äußeren Gasschichten wegblasen, der rote Riese bekommt ein kritisches Gewicht, schrumpft zum weißen Zwerg und wird in einer Supernova verglühen. Warum sage ich das? So wird es mit der parastaatlichen Form der Kirche auch sein, die das größte Hindernis einer sich reformierenden Kirche ist. Die rheinischen Gemeinden wissen, was ich meine: Wir haben unsere Verwaltungsstrukturen aufgeblasen bis zum roten

Riesen. Das ganze System ist heiß gelaufen. Die Menschen in der Verwaltung werden zerrieben, die Gemeinden gehen in den Konkurs. Und es ist keine Einsicht da. Die Verwaltungsvorgänge sind so umständlich und so kompliziert, dass die rheinische Kirchenleitung einen Schrecken bekam und plötzlich „vom leichten Gepäck“ spricht. Zu spät. „Die ich rief, die Geister...“. Beispiele sind schnell genannt: Ein Organist macht Vertretung. Die Zahlungsanweisung über keine 50,00 € müssen drei Leute unterschreiben. Die geben es an die Finanzbuchhaltung. Die gibt es an die Personalabteilung, um die Summe zu klären, die schon immer in einer Tabelle steht, und um festzustellen, ob die Übungsleiterpauschale überschritten ist. Die gibt es zur Zahlbarmachung an die Finanzbuchhaltung. Heiliger Bürokratius, bitte für uns. Aber keine Angst, die Supernova kommt. Dieses System wird keiner mehr stemmen, und die Ehrenamtlichen sind's leid, und die Pfarrerschaft fragt sich, warum sie Griechisch und Hebräisch studiert hat und nicht BWL. Wenn wir Kräfte bündeln wollen, müssen wir Ballast abwerfen. Denken Sie an Christus und die Jünger am Abendmahlstisch: „Als ich euch ausgesandt habe ohne Geldbeutel, ohne Tasche und ohne Schuhe, habt ihr je Mangel gehabt? Sie sprachen: Nein, keinen.“ (Lukas 22,35). Voilà.

2. Christus spricht: „Mit wem soll ich aber dieses Geschlecht vergleichen? Es ist den Kindern gleich, die auf dem Markt sitzen und rufen den andern zu: Wir haben euch aufgespielt und ihr habt nicht getanzt; wir haben Klagelieder gesungen und ihr habt nicht geweint.“ – Matthäus 11,16-17.

Unser Gemeindeleben, unsere so genannte „lebendige Gemeinde“ hat sich selbst überlebt. In den Landgemeinden, die zunehmend nur noch Schlafstätten sind, weil in den Städten gearbeitet wird, sterben die Gruppen und Kreise einen sanften Tod – übrigens parallel mit den Vereinen, selbst Sportvereinen. Wie viele Ideen scheitern, weil keiner kommt. Ein Beispiel: Wir haben vor Jahren in der Region die Männerarbeit beleben wollen, haben mit einer Einladungsaktion mit chicen Karten und guten Themen zu vier Männerabenden geladen, reihum in den vier Gemeinden im Köllertal. 1.200 Karten wurden verschickt. Gekommen sind – raten Sie – maximal fünfzehn, davon drei Pfarrer. „Wir haben euch aufgespielt und ihr habt nicht getanzt“. In der Tat wird es in Zukunft nötig sein zu sehen, was die Menschen vor Ort brauchen. In der Tat muss man die Möglichkeiten, die man

hat, auch nutzen. Ich will ein Beispiel nennen: Wir haben eine mittelalterliche Kirche, schön gelegen in einem großen Park. Wir könnten jeden Tag jammern, was dieses 800 Jahre alte Haus kostet. Das wäre aber dumm, und vor allem: Es ändert nichts. Ich kann diese Kirche nicht wegmeditieren. Was ist zu tun? Konzerte, Ausstellungen, Vorträge, Buchvorstellungen usw. füllen die Kirche immer und immer wieder. Die kleine Gemeinde segelt mit, wenn von auswärts Menschen kommen. Wir haben bei solchen Gelegenheiten regelmäßig Platznot, aber aus unserer Gemeinde sind maximal fünfzehn Prozent der Teilnehmenden. Ohne die anderen hätten sie aber die Möglichkeiten nicht. Das würde sich nicht lohnen. Natürlich geht auch da mal was schief, passt mal etwas nicht. Aber inzwischen fragen uns Chöre, Instrumentalisten, Autoren etc. an, ob sie bei uns sein dürfen – nicht wir betteln, dass andere kommen. Oder: Seit 17 Jahren gibt es im Advent eine Märchenwoche, und sie hat sich bisher nicht überlebt, weil die Menschen dafür dankbar sind. Und dann ist diese kleine alte Kirche eine beliebte Traukirche, genau richtig für normale Hochzeiten. Also nicht eifersüchtig sein, weil andere schöne Töchter haben, sondern wuchern mit dem, was einem anvertraut ist, und Raum bieten für das, was die Menschen wollen. Es ist allerdings nicht leicht, immer das Ohr an der richtigen Stelle zu haben.

3. Christus spricht: „Denn wer ist unter euch, der einen Turm bauen will und setzt sich nicht zuvor hin und überschlägt die Kosten, ob er genug habe, um es zu Ende zu führen, damit nicht, wenn er den Grund gelegt hat und kann's nicht zu Ende bringen, alle, die es sehen, anfangen, über ihn zu spotten, und sagen: Dieser Mensch hat angefangen zu bauen und kann's nicht zu Ende bringen?“ – Lukas 14,28-30.

Die Zeit der Kleinstaaterei ist vorbei. Ich rede aber nicht einem Fusionierungswahn das Wort, denn große Einheiten verlieren häufig die Bodenhaftung und damit den Kontakt zu den Menschen. Aber ich will berichten, was möglich ist, wenn man sich verabschiedet von der Ideologie, alles selbst tun zu müssen. Unsere vier Köllertalgemeinden haben seit zwei, drei Jahren eine gemeinsame Homepage und einen gemeinsamen Gemeindebrief. Den Gemeindebrief setzt ein Buchlay-outer, weil die Kosten (unter vier geteilt) absolut gering sind, und man ein hervorragendes Produkt bekommt. Dort stehen alle Veranstaltungen, Gruppen und Kreise, dort stehen alle Gottesdienste

nach Kirchen (!), nicht nach Kirchengemeinden, geordnet. Für alle ist alles offen. Zwei von vier Gemeinden machen stellvertretend Passionsandachten, eine Gemeinde kümmert sich um die Männerarbeit, in einer sind die Konzerte. Eins unserer drei Gemeindehäuser haben wir an die Stadtmission verkauft und uns mit unseren Gruppen und unserem Gottesdienst dort eingemietet. Nun gibt es gemeinsame Veranstaltungen mit der Stadtmission, aber vor allem ergänzen sie mit ihrer Frömmigkeit und Art das Spektrum, sprechen sie Menschen an, die wir nicht erreichen. Wir sind noch ganz am Anfang, wir sind noch auf dem Wege, aber wir wundern uns, was alles geht, wenn man bereit ist loszulassen. Voraussetzung ist aber, sich kennen zu lernen und einander zu vertrauen. Und das beginnt bei der Pfarrerschaft, denn sie wird zum Vorbild, ob sie will oder nicht. Woran wir noch arbeiten müssen, ist ein umfassendes Konzept. Die Karawane zieht langsam, aber sie ahnt, dass eine Oase kommt. Wanderndes Gottesvolk, für das am Ende eine Ruhe vorhanden ist.

4. Rabbi Gamaliel der Ältere ermahnt den Hohen Rat in der Auseinandersetzung mit der jungen Kirche: „Ist dies Vorhaben oder dies Werk von Menschen, so wird's untergehen; ist's aber von Gott, so könnt ihr sie nicht vernichten.“ – *Ap. 5,38-39*.

Als Luther die Kirche reformierte, wusste er nicht, wohin die Reise geht. Ihm war die Erkenntnis zuteil geworden, dass die Richtschnur allen Handelns die Heilige Schrift ist. Diese reformatorische Einsicht ist die Mitte unserer Art von christlicher Existenz. Dies zu verkündigen, sind wir den Menschen schuldig. Paulus sagte einmal: „Wir haben diesen Schatz in irdnen Gefäßen“ (2. Kor. 4,7). Und in der Tat: Alle Formen unserer Kirche-Seins sind nicht sakrosankt, sondern nur irdene Gefäße. Bisweilen hübsch anzusehen, aber höchst zerbrechlich. Für den Schatz brauchen wir eine Form, aber die Formen sind der allmächtigen Zeit unterworfen. Die Formen vergehen. Warum sind evangelische Christen so mutlos, wo doch Rabbi Gamaliel so deutlich gesagt hat, dass es keinen Grund gibt zu verzweifeln? Und ich kann noch nicht einmal sagen: Unser Werk ist von Gott. Ich kann aber sehr wohl sagen: Gott ist am Werk. Jesus sagt zu Simon Petrus: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“ Wenn es die Pforten der Hölle nicht vermögen, vor was haben wir denn dann solche Angst? Luther würde sagen: „Und jetzt frisch ans Werk“. Er stellte

sich eine Hausgemeinde vor, in der der Hausvater predigt, tauft, das Abendmahl feiert, die Toten bestattet. Er sagte damals, er habe die Leute dazu nicht. Ich wünsche mir eine Kirche, die wieder nach den Menschen fragt statt nach Besitzstandssicherung, die sich nicht um sich selbst dreht, sondern mit Mut und Fantasie in die Zukunft blickt. Und ich bin sicher: Dazu haben wir die Leute, nur die Form haben wir nicht. Noch nicht.

4.3 Moderation und Thesen

- *Ecclesia semper reformanda* – das ist auch im Blick auf die Geschichte der Kirchen ein zutreffender Satz. Die Kirche hat sich immer verändert, indem sie auf Veränderungen in der Gesellschaft reagiert hat. Referat und Response haben gezeigt, wie kirchliche Strukturen gewachsen sind: als Reaktion auf den Zuwachs an Gemeindegliedern, Finanzmitteln und Personal.
- Nun ändert sich die Gesellschaft erneut, und was einstmals gut und hilfreich war, passt zu den neuen Gegebenheiten – einem Weniger an Mitgliedern, Kaufkraft und Mitarbeitern – nicht mehr. Das bedeutet, dass sich die Kirche wiederum verändern muss, wenn sie ihrem Auftrag gerecht werden will. Dieser Auftrag besteht nicht darin, zwei Drittel der Bevölkerung zu stellen, möglichst viele Gebäude zu unterhalten oder in Analogie zum Staat eine flächendeckende Versorgung mit Angeboten für alle sicherzustellen. Der Auftrag bestand und besteht unverändert darin, „Zeichen des Reiches Gottes“ zu sein oder anders gesagt: „Zeugnis abzulegen von Gottes Liebe zum Menschen und zur gesamten Schöpfung“.
- Unter den gegenwärtigen Bedingungen wird das am besten gelingen, wenn die Kirche versucht, „bei den Menschen“ zu sein, d.h. im konkreten Lebensumfeld zu fragen: „Was wollt ihr, dass wir euch tun?“ Das bedeutet nicht, dass Kirche auf alle Wünsche eingehen muss. Sie hat die konkreten Lebensräume im Licht der biblischen Botschaft wahrzunehmen und entsprechend zu reagieren.
- Veränderungen können schmerzhaft sein und Trauerarbeit verlangen, sie können aber auch als Eröffnung von neuen Gestaltungsräumen wahrgenommen werden.

- In Zukunft werden Vernetzungen und Kooperationen wichtig sein: Nicht jede Gemeinde muss alles anbieten. Vieles kann in Kooperationen besser gelingen. Nicht jeder Acker muss bestellt werden. Manchmal sind ein paar Brachjahre gut für den Boden, damit Neues wachsen kann.
- Überhaupt wäre es hilfreich, von einer Defizitperspektive wegzukommen: Wir müssen unser Licht nicht unter den Scheffel stellen. Wir sind schon gut. Und wir haben keinen Grund, Angst zu haben.

Karlo Meyer und Christian Weyer

Anstelle eines Nachwortes: Anstöße zum Weiterdenken

Im Wort „Reformieren“ steckt „forma“, auf Deutsch: Form und Gestalt; man könnte statt von reformieren auch vom Um- oder Neugestalten reden. In und für die Kirche sind immer wieder neue Formen zu entwickeln, Neugestaltungen zu erproben. Dazu sind Prozesse nötig, an denen nicht nur einzelne auserwählte Delegierte beteiligt sind, sondern an denen ganze Gemeinden mitwirken. Was einige ReferentInnen, Respondenten und 330 TeilnehmerInnen angestoßen haben, und was hier seinen schriftlichen Niederschlag findet, ist ein Anfang. Er muss nun vor Ort Fortsetzungen finden, es muss gedanklich ergänzt, erweitert und erprobt werden. Einige der Herausforderungen und provokative Fragen für den weiteren Weg können die folgenden sein:

1) Herausforderung Gottesdienst:

„Gottesdienst ist ... der Dienst Gottes an den Menschen. Der darauf reagierende Dienst der Menschen an Gott ist nicht die Abarbeitung eines liturgischen Programms, sondern Widerhall der Liebe Gottes, ist Ausdruck einer Gegen-Liebe.“ (Reinke) Dem kann in vielfältigen Weisen für viele Milieus und in ganz unterschiedlichen zeitlichen Rhythmen entsprochen werden. Auf Kirchentagen ist davon alle zwei Jahre etwas zu sehen, in den Ortsgemeinden werden Familiengottesdienste vermehrt besucht, es könnte aber noch viel mehr Neues geben.

Für uns heißt das: Wir brauchen Mut und Experimente für Alternativen, allzu viel Energie und Zeit verschlingt die Abarbeitung des sonntäglichen Vormittagsprogramms mit geringer Beteiligung; diese muss reduziert werden, wo es nicht mehr trägt. Was Not tut, ist Energie und Zeit für vielfältige spirituelle Versuche, nicht um des Neuen willen, sondern für die Menschen und für den „Widerhall der Liebe Gottes“.

2) Herausforderung Theologie:

„Christinnen und Christen sollen sich als Salz in die Suppe des gesellschaftlichen Lebens fallen lassen und dort ihre Würze entfalten. Wenn sie nur unter sich bleiben, verlieren sie ihre Würzkraft. Das Salz wird dumm.“ (Engelmann zitiert von Wagner-Rau) Dazu brauchen sie gute Theologie im dialogischen Austausch zwischen TheologInnen und LaiInnen, die im Leben trägt und die sich vor allem auch außerhalb der Kirche als (mit-)tragend erweisen kann und so in Gesprächen, Aktionen und neuen Gedanken weiter wirkt.

Für uns heißt das: Wir brauchen Poeten für neue theologische Bilder, Entwickler einer neuen verständlichen Kirchensprache und neuer theologischer Denkmodelle. Diese Entwicklung gelingt nur in Prozessen des Miteinanders von TheologInnen und allen Gemeindemitgliedern, an Schnittstellen von hoher Denkkunst und dem Bedarf vor Ort, um auch über die Kirchen hinaus zu wirken. Dafür müssen Gemeinden theologischer arbeiten und TheologInnen praktischer werden, am besten zusammen.

3) Herausforderung Kirchen- und Gemeindeskultur:

Zentral für die evangelische Kirche bleibt die Arbeit vor Ort in den Ortsgemeinden (Bingener); doch diese kann sich durchaus mit Schwerpunkten verbinden: „Wenn sich die Verhältnisse schon auf mittlere Sicht ... ändern, dann muss sich Kirche verabschieden von ... dem Anspruch, dass jede Gemeinde alles bietet. ... dann besteht ihre konkrete Aufgabe weniger in flächendeckender ‚Versorgung‘ als in exemplarischem, symbolwirksamem Handeln. ...“ (Schramm)

Für uns heißt das: Auch über 70-jährige Menschen sind heute mobil und suchen Schwerpunkte. Die Ortsgemeinden dürfen sich und sollten sich dabei Konkurrenz machen. Wir brauchen ganze *Symbolgemeinden* und Schwerpunktarbeit ganzer Ortschaften: zum Beispiel Gemeinden, die sich diakonisch in Flüchtlings-, Behinderten-, Gefangenenarbeit einen Namen machen, während für andere die außergewöhnlichen Gottesdienste zum Profil werden – wir brauchen Gemeinden, die missionarisch-aktiv um jene werben, die religiös nicht so recht wissen, und Gemeinden, die beispielsweise niedrigschwellig Töpferkurse, Jugendtheater und meditatives Tanzen anbieten. Um diese Profile entstehen zu lassen, müssen wir vielfältige Prozesse anstoßen, die nicht so sehr von PfarrerInnen und TheologInnen, sondern von *Gemeindeteams* getragen werden.

4) Herausforderung Kirche bei den Menschen:

„Die Kirche gibt viel Geld aus für Einrichtungen, die auf wenig Resonanz stoßen. Gleichzeitig wurden traditionelle Strukturen, die immer noch leidlich erfolgreich arbeiten, reduziert. Der durchschnittliche Kirchensteuerzahler hat immer weniger Kontakt zu seiner Kirche.“ (Bingener) Es stellt sich damit die Frage: Wo und wie soll die evangelische Kirche so präsent sein, dass sie bei den Menschen ist?

Für uns heißt das: Evangelische Kirche muss erfahrbar sein, muss AnsprechpartnerInnen vor Ort bieten können. Es ist zu fragen: Welche Einrichtung, welches Arbeitsfeld der Evangelischen Kirche dient dieser Erfahrbarkeit und Ansprechbarkeit? Und welche Einrichtung, welches Arbeitsgebiet der Evangelischen Kirche geht an den Bedürfnissen der Menschen vorbei? Kirchengemeinden haben sich diese Frage genauso zu stellen, wie Funktionspfarrstellen in Krankenhäusern, Schulen, Justizvollzugsanstalten und anderen Arbeitsgebieten oder auch Diakonische Werke oder Telefonseelsorgestellen. Dazu gehört der Mut, sich auch von lieb Gewordenem zu verabschieden. „Die Kirche wird in den anstehenden Veränderungen neu lernen müssen, auf das Evangelium zu vertrauen. Sie wird sich künftig nicht mehr selbst qua Struktur tragen können. Sie wird sich neu von ihrem Auftrag tragen lassen müssen.“ (Bingener)

Die Herausforderungen sind vielfältig, wir hätten auch weitere auswählen, konkreter akzentuieren, neuere Wege einschlagen können – und genau danach suchen wir: Herausforderungen deutlich beim Namen zu nennen, Möglichkeiten auszuloten und Ideen konkret voranzubringen; doch dies ist nicht mehr Aufgabe dieser Schrift, sondern der Arbeit vor Ort, bei und mit denen, die in den Gemeinden aktiv sind, bei und mit denen, die an der Universität studieren. Die Arbeit an diesen Herausforderungen hat gerade erst begonnen, und dafür brauchen wir besonders eines: Etwas vom reformatorischen Geist des Aufbruchs.

Bisher veröffentlichte Universitätsreden

- 1 *Joseph Gantner*, Lionardo da Vinci (1953)

Neue Serie

- 13 *Johann Paul Bauer*, Universität und Gesellschaft (1981)
Ernst E. Boesch, Von der Handlungstheorie zur Kulturpsychologie – Abschiedsvorlesung von der Philosophischen Fakultät (1983)
- 14 *Hermann Josef Haas*, Medizin – eine naturwissenschaftliche Disziplin? (1983)
- 15 *Werner Nachtigall*, Biologische Grundlagenforschung (1983)
- 16 *Kuno Lorenz*, Philosophie – eine Wissenschaft? (1985)
- 17 *Wilfried Fiedler*, Die Verrechtlichung als Weg oder Irrweg der Europäischen Integration (1986)
- 18 *Ernest Zahn*, Die Niederländer, die Deutschen – ihre Geschichte und ihre politische Kultur (1986)
- 19 *Axel Buchter*, Perspektiven der Arbeitsmedizin zwischen Klinik, Technik und Umwelt (1986)
- 20 Reden anlässlich der Verleihung der Würde eines Ehrensenators an Herrn Ernst Haaf und Herrn Dr. Wolfgang Kühborth (1987)
- 21 *Pierre Deyon*, Le bilinguisme en Alsace (1987)
- 22 *Jacques Mallet*, Vers une Communauté Européenne de la Technologie
Rainer Hudemann, Sicherheitspolitik oder Völkerverständigung? (1987)
- 23 *Andrea Romano*, Der lange Weg Italiens in die Demokratie und den Fortschritt
Rainer Hudemann, Von der Resistenza zur Rekonstruktion
Helene Harth, Deutsch-italienische Literaturbeziehungen (1987)
- 24 *Alfred Herrhausen*, Macht der Banken (1987)
- 25 *Gerhard Schmidt-Henkel*, „Die Wirkliche Welt ist in Wahrheit nur die Karikatur unserer großen Romane“ – über die Realität literarischer Fiktion und die Fiktionalität unserer Realitätswahrnehmungen (1995)
- 26 *Heike Jung*, *Johann Paul Bauer*, Problemkreis AIDS – seine juristischen Dimensionen (1988)
- 27 *Horst Albach*, Praxisorientierte Unternehmenstheorie und theoriegeleitete Unternehmenspraxis (1987)
- 28 Reden und Vorträge aus Anlass der Verleihung der Würde eines Doktors der Philosophie ehrenhalber an Bischof Monseñor Leonidas E. Proaño (1988)
- 29 Jubiläumssymposium zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. Martin Schrenk und zum 15jährigen Bestehen des Instituts für Klinische Psychotherapie (1988)
- 30 *Hermann Krings*, Universität im Wandel: „Man steigt nicht zweimal in denselben Fluß“ (Heraklit) (1988)
- 31 *Wolfgang J. Mommsen*, Max Weber und die moderne Geschichtswissenschaft (1989)

- 32 *Günter Hotz*, Algorithmen, Sprachen und Komplexität (1990)
- 33 *Michael Veith*, Chemische Fragestellungen: Metallatome als Bausteine von Molekülen (1992)
- 34 *Torsten Stein*, Was wird aus Europa? (1992)
- 35 *Jörg K. Hoensch*, Auflösung – Zerfall – Bürgerkrieg: Die historischen Wurzeln des neuen Nationalismus in Osteuropa (1993)
- 36 *Christa Sauer/Johann Marte/Pierre Béhar*, Österreich, Deutschland und Europa (1994)
- 37 Reden aus Anlass der Verabschiedung von Altpäsident Richard Johannes Meiser (1994)
- 38 *Karl Ferdinand Werner*, Marc Bloch und die Anfänge einer europäischen Geschichtsforschung (1995)
- 39 Hartmann Schedels Weltchronik, Eine Ausstellung in der Universitäts- und Landesbibliothek Saarbrücken (1995)
- 40 *Hans F. Zacher*, Zur forschungspolitischen Situation am Ende des Jahres 1994 (1995)
- 41 Ehrenpromotion, Doctor philosophiae honoris causa, von Fred Oberhauser (1997)
- 42 *Klaus Martin Girardet*, Warum noch 'Geschichte' am Ende des 20. Jahrhunderts? Antworten aus althistorischer Perspektive (1998)
- 43 *Klaus Flink*, Die Mär vom Ackerbürger. Feld- und Waldwirtschaft im spätmittelalterlichen Alltag rheinischer Städte (1998)
- 44 Ehrenpromotion, Doktor der Naturwissenschaften, von Henri Bouas-Laurent (1999)
- 45 *Rosmarie Beier*, Menschenbilder. Körperbilder. Prometheus. Ausstellungen im kulturwissenschaftlichen Kontext (1999)
- 46 *Erika Fischer-Lichte*, Theater als Modell für eine performative Kultur (2000)
- 47 *Klaus Martin Girardet*, 50 Jahre „Alte Geschichte“ an der Universität des Saarlandes (2000)
- 48 Philosophie in Saarbrücken, Antrittsvorlesungen (2000)
- 49 Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. phil. Jörg K. Hoensch (2001)
- 50 Evangelische Theologie in Saarbrücken, Antrittsvorlesungen (2002)
- 51 *Franz Irsigler*, Was machte eine mittelalterliche Siedlung zur Stadt? (2003)
- 52 Ehrenpromotion, Doctor philosophiae honoris causa, von Günther Patzig (2003)
- 53 Germanistik im interdisziplinären Gespräch. Reden und Vorträge beim Abschiedskolloquium für Karl Richter (2003)
- 54 Allen Abschied voran. Reden und Vorträge anlässlich der Feier des 65. Geburtstages von Gerhard Sauder (2004)
- 55 Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. jur. Dr. h.c. mult. Alessandro Baratta (2004)
- 56 Gedenkfeier für Bischof Prof. Lic. theol. Dr. phil. Dr. h.c. mult. Gert Hummel (2004)
- 57 Akademische Gedenkfeier für Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Jan Lichardus (2005)
- 58 Akademische Gedenkfeier für Prof. Dr. Richard van Dülmen (2005)
- 59 *Klaus Martin Girardet*, Das Neue Europa und seine Alte Geschichte (2005)

- 60 Psychologie der Kognition. Reden und Vorträge anlässlich der Emeritierung von Prof. Dr. Werner H. Tack (2005)
- 61 *Alberto Gil*, Rhetorik und Demut, Ein Grundsatzpapier zum Rednerethos, Vortrag zur Eröffnung des Workshops „Kommunikation und Menschenführung“ im Starterzentrum (2005)
- 62 Oft gescholten, doch nie zum Schweigen gebracht. Treffen zum Dienstende von Stefan Hüfner (2006)
- 63 Theologische Perspektiven aus Saarbrücken, Antrittsvorlesungen (2006)
- 64 Germanistisches Kolloquium zum 80. Geburtstag von Gerhard Schmidt-Henkel (2006)
- 65 Akademische Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Wegener (2006)
- 66 Akademische Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. Jürgen Domes (2006)
- 67 *Gerhard Sauder*, Gegen Aufklärung? (2007)
- 68 50 Jahre Augenheilkunde an der Universität des Saarlandes 1955–2005 (2007)
- 69 *Elmar Wadle*, Urheberrecht zwischen Gestern und Morgen – Anmerkungen eines Rechtshistorikers (2007)
- 70 Akademische Feier zum 80. Geburtstag von Rudolf Richter (2007)
- 71 Akademische Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. Bernhard Aubin (2007)
- 72 Akademische Feier zum 80. Geburtstag von Gerhard Lüke (2007)
- 73 Dokumentationsziele und Aspekte der Bewertung in Hochschularchiven und Archiven wissenschaftlicher Institutionen. Beiträge zur Frühjahrstagung der Fachgruppe 8 – Archivare an Hochschularchiven und Archiven wissenschaftlicher Institutionen – des Verbandes deutscher Archivarinnen und Archivare (2007)
- 74 Gemeinsame anglistisch-germanistische Antrittsvorlesung von Ralf Bogner und Joachim Frenk. Geschichtsklitterung oder Was ihr wollt. Fischart und Shakespeare schreiben im frühneuzeitlichen Europa (2007)
- 75 Akademische Feier anlässlich des 65. Geburtstages von Wolfgang Haubrichs (2008)
- 76 Verleihung der Ehrendoktorwürde an Prof. Dr. h.c. Peter Grünberg (2008)
- 77 *Michael McCormick*, Karl der Große und die Vulkane. Naturwissenschaften, Klimageschichte und Frühmittelalterforschung (2008)
- 78 Gedenkfeier für Universitätsprofessor und Ehrensенator Dr. Günther Jahr (2008)
- 79 *Heike Jung*, Das kriminalpolitische Manifest von Jean-Paul Marat (2009)
- 80 Quo vadis, Erziehungswissenschaft? Ansätze zur Überwindung der Kluft zwischen Theorie und Praxis. Podiumsdiskussion anlässlich der Emeritierung von Herrn Universitäts-Professor Dr. phil. Peter Strittmatter (2009)
- 81 1983-2008. 25 Jahre Partnerschaft Universität des Saarlandes – Staatliche Ivane-Javachischvili-Universität Tbilissi / Tiflis (Georgien) (2009)

Erschienen im Universitätsverlag des Saarlandes

- 82 Festakt anlässlich des 65. Geburtstages von Lutz Götze mit seiner Abschiedsvorlesung „Von Humboldt lernen“ (2011)
- 83 Akademische Feier anlässlich des 65. Geburtstages von Manfred Schmeling (2011)

- 84 10 Jahre Historisch orientierte Kulturwissenschaften an der Universität des Saarlandes (2011)
- 85 Verleihung der Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät I Geschichts- und Kulturwissenschaften an Dieter R. Bauer, Leiter des Referats Geschichteder Akademie der Diözese Rottenburg–Stuttgart (2008)
- 86 Verleihung der Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät II Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften an Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Gonthier-Louis Fink 9. Februar 2010
- 87 Akademische Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. Dr. h.c. mult. Günter Wöhe 7. Januar 2009
- 88 Gelehrte am Rande des Abgrunds: Über Professoren in Literatur und Film. Antrittsvorlesung von Christiane Solte-Gresser Lehrstuhl für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft Fachrichtung 4.1. Germanistik am 31. Januar 2011
- 89 Griechen und Europa Die große Herausforderung der Freiheit im fünften Jahrhundert v. Chr. Europavortrag von Christian Meier am 20. Januar 2010
- 90 30 Jahre Partnerschaft St.-Kliment-Ochridski-Universität Sofia Universität des Saarlandes. Beiträge zum Festakt in Saarbrücken 7. Dezember 2010
- 91 Akademische Feier zur Verabschiedung von Herrn Universitätsprofessor Herrn Dr. Hartmut Bieg am 25. Januar 2010
- 92 Akademische Feier zum 80. Geburtstag von Herrn Universitätsprofessor Dr. Dr. h.c. Heinz Müller-Dietz am 15. November 2011
- 93 Jubiläumsfeier 60 Jahre Institut für Kunstgeschichte an der Universität des Saarlandes am 22. Juli 2011
- 94 *Karsten Jedlitschka* Singuläres Erbe. Die archivalischen Hinterlassenschaften der Staatssicherheit 31. Januar 2012
- 95 Akademische Feier zum 80. Geburtstag von Herrn Universitätsprofessor Dr. Dr. h.c. mult. Max Pfister am 27. April 2012
- 96 „Martin von Tours – Krieger – Bischof – Heiliger“ Kolloquium zum 50. Geburtstag von Herrn Prof. Dr. theol. Joachim Conrad 12. November 2011
- 97 Verleihung der Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät II Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften an Herrn Prof. Dr. Edgar Rosenberg am 11. Juli 2012
- 98 Akademische Gedenkfeier für Herrn Universitätsprofessor Dr. Christian Autexier am 14. Dezember 2012
- 99 Akademische Gedenkfeier für den Altrektor und Ehrensenator der Universität des Saarlandes Herrn Universitätsprofessor Dr. Gerhard Kielwein am 5. Juni 2013
- 100 Festakt zur 50-Jahr-Feier der Fachrichtung Evangelische Theologie an der Universität des Saarlandes am 22. Juni 2013
- 101 Akademische Feier zum 75. Geburtstag von Herrn Universitätsprofessor Dr. Gerhard Sauder
- 102 Eröffnung des Niederländischen Jahres an der Universität des Saarlandes am 23. Januar 2014
- 103 Akademische Feier zum 80. Geburtstag von Herrn Universitätsprofessor Dr. Woldemar Görler am 22. November 2013

- 104 Europavortrag des Historischen Instituts von Prof. Dr. Rudolf Schlögl „Alter Glaube und moderne Welt. Zur Transformation des europäischen Christentums 1750-1850“ am 25. Januar 2012
- 105 Festveranstaltung zum Auftakt der Universitätsgesellschaft des Saarlandes e.V. am 7. Mai 2014
- 106 Akademische Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. Karl Heinz Küting am 6. Februar 2015
- 107 Verleihung der Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät III Empirische Humanwissenschaften der Universität des Saarlandes an Herrn Prof. Fergus I. M. Craik, Ph.D am 11. September 2013
- 108 „Droit et littérature, un éclairage franco-allemand / Recht und Literatur – deutsch-französische Streiflichter“ Soirée in der Villa Europa am 28. Mai 2015
- 109 Impressionen zur Universitätspartnerschaft Saarbrücken Warschau
- 110 In memoriam Prof. Dr. Barbara Sandig (1939 – 2013). Erinnerungen und Würdigungen
- 111 Frieden schaffen mit (oder trotz) Religion? Vortrag im Rahmen des Studenttags der Fachrichtung Evangelische Theologie an der Universität des Saarlandes am Buß- und Bettag 16. November 2016
- 112 Geld im mittelalterlichen Denken. Bemerkungen zur monetären Wende des späten Mittelalters. Antrittsvorlesung 14. Dezember 2016 von Privatdozent Dr. phil. Dr. jur. Christian Vogel
- 113 „Ecclesia semper reformanda“ Ergebnisse der Reformationssynode der Evangelischen Kirchenkreise an der Saar und der Fachrichtung Evangelische Theologie am 11. März 2017 an der Universität des Saarlandes

